Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. | Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. | Berlin, 24. August 1885.

Nr. 34. | IX. Jahrg.

Inhalt: Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von **Arnold Bodek** (in Vertretung). — Vom europäischen Geldmarkt. Von **Max Neustädter**. — Der Ultramontanismus in Spanien. Von **Gustav Diercks**. — Großstädter auf Reisen. Von **Auguste Montag**. I. — Gesellschaftliche Strafpredigten: Wohlthätige Frauen. Von **Paul Strom**. — Das Naturmaß. Von **M. Wilhelm Meyer**. — Die Räuber. Von **Julius Weil**. — Die Geheimnisse der schlanken Taille. Von **G. Ormont**. — Schulmeisterliche Narrethei. Von **Fritz Kirchberg**. — Theater. Von **Otto Neumann-Hofer**: Ein Wort gegen das „Abspielen" der Stücke. — Himmlische und irdische Liebe. Von **Paul Heyse**: Dreizehnte Fortsetzung. — Inserat-Studien. Von **D. Duncker**. II. — Etcetera.

Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Sonntags-Telegramme.

W. T. B. **Petersburg,** 23. August. Der „Regierungsbote" meldet die in der letzten Nacht erfolgte Abreise des Kaisers und der Kaiserin, welche sich, begleitet von dem Thronfolger, dem Großfürsten Georg Alexandrowitsch, sowie dem Großfürsten und der Großfürstin Wladimir Alexandrowitsch, zum Besuche des Kaisers von Oesterreich nach Kremsier begeben haben. Außerdem befanden sich im Gefolge der Minister des kaiserlichen Hauses, Graf Woronzow-Daschkow, und mehrere Hofchargen. An der Grenze werden sich dem kaiserlichen Zuge anschließen: Der Minister des Auswärtigen von Giers, der österreichische Militärattaché, Oberstlieutenant Klepsch, der Kammerherr Graf Lambsdorf, der Kammerjunker von Giers, der Kommandeur des Kexholmschen Garde-Regiments, Paniutin, und der Kommandeur der ersten Kompagnie dieses Regiments.

Hm. **Wien,** 23. August, 10 Uhr 10 Min. V. Dr. Anton Schneider, der Direktor der landwirthschaftlichen Schule zu Kaaden in Nordböhmen, der Gründer der berüchtigten sogenannten „Deutschen Wirthschaftspartei" in Böhmen, deren Zweck sein sollte, durch Besorgung der Geschäfte des Ministeriums Taaffe einen Keil in die Einigkeit aller Deutschen Oesterreichs zu treiben, veröffentlicht unter dem 21. August aus Kaaden folgende an den Redakteur des „Deutschen Volksblattes", Herrn Carl Butter in Komotau, gerichtete Erklärung: „Mein hochverehrter Herr! Nehmen Sie meinen innigen Dank für Ihre liebe Nachricht; mit Zittern öffnete ich den Brief und bin glücklich: ein Ehrenmann verkehrt wieder mit mir! Ach Gott, was habe ich gelitten; unsere Muttersprache hat keine Worte, um es zu schildern. Vor Weib, Kind, Bruder mußte ich mich schämen, ärger wie ein Schuft. Ich bin geistig und körperlich gebrochen; mein Bart, vor einem halben Jahre noch rabenschwarz, ist heute zur Hälfte weiß. Nur der T. konnte mich verleiten und nur des Satans Mittel brachten mich so weit. Das überwinde ich nie. Ich bleibe Ihr ewiger Schuldner und in treuer Ergebenheit Ihr dankbarer Dr. Schneider." Schneider hatte sich schon vor den Reichsrathswahlen im Frühjahr dieses Jahres vom öffentlichen Leben zurückgezogen und in tiefer Reue selbst den privaten Verkehr mit seinen früheren Freunden gemieden. Die jetzt von ihm veröffentliche, Aufsehen erregende Erklärung scheint ein sonderbares Licht auf die Entstehungsgeschichte der von ihm ins Werk gesetzten verrätherischen Gründung zu werfen.

Sch. **London,** 22. August, 10 Uhr 35 Min. Abends. Das zur Belebung der Agitation für den Schutz junger Mädchen veranstaltete Meeting verlief bei wunderschönem Wetter, im Sinne der Einberufer außerordentlich erfolgreich. Die Prozessionen brachen von zehn verschiedenen Stadttheilen nach dem Hydepark auf. Einen besonders festlichen Eindruck machte ein Wagen mit 24 weißgekleideten Jungfrauen und einem Banner, welches die Inschrift trug: „Sollen die Unschuldigen geschlagen werden?" Die Abschrift eines sich über die Agitation günstig aussprechenden Briefes der Königin Viktoria wurde durch einen besonderen Wagen im Zuge befördert. Unter Trompetengeschmetter wurden Resolutionen gefaßt zu Gunsten der Agitation für den Schutz unschuldiger junger Mädchen.

W.T.B. **London,** 22. August. Heute Nachmittag fand im Hydepark zur Unterstützung der von der „Pall-Mall-Gazette" angeregten und sodann von mehreren Bischöfen, Pairs, Deputirten und zahlreichen politischen Persönlichkeiten begünstigten Bewegung zum Schutze junger Mädchen eine öffentliche Versammlung statt. Etwa 30,000 Personen waren anwesend. Von 11 Tribünen aus wurden zahlreiche Reden gehalten und sodann Resolutionen angenommen, nach denen die Bürger aufgefordert werden sollen, die Behörden bei der Ausführung des von dem Parlamente zum Schutze junger Mädchen angenommenen Gesetzes zu unterstützen.

Obr. **Paris,** 23. August, 9 Uhr 38 Min. Vorm. Das von der hiesigen englischen Botschaft dem Ministerium des Auswärtigen übermittelte offizielle Aktenstück rucksichtlich des angeblich vor sechs Monaten in Omdurman erfolgten natürlichen Todes Olivier Pains wird vermuthlich Gegenstand parlamentarischer Publikation werden. „Paris" erklärt, es sei immerhin seltsam, daß alle Nachforschungen nach der Adresse des Selikowitsch, welcher den im „Intransigeant" veröffentlichten Brief, geschrieben, bisher fruchtlos geblieben seien. — Rochefort bereitet unbeirrt seine Entrüstungsmeetings wegen der „Ermordung" Olivier Pains vor. Er selbst will am Mittwoch Abend einem solchen präsidiren.

W.T.B. **Paris,** 23. August. Der „Intransigeant" veröffentlicht einen neuen Brief von Selikowitsch, in welchem dieser seine Anschuldigungen trotz der gegentheiligen Behauptungen des Auswärtigen Amtes in London und des Majors Kitchener aufrecht erhält, indem er auch jetzt behauptet, daß Olivier Pain am 18. April auf Befehl der englischen Behörden erschossen worden sei. Der Brief von Selikowitsch enthält außerdem eine von dem früheren Oberst des Generalstabes in Egypten, Owen Lanvon, ausgestellte Bescheinigung, in welcher Selikowitsch als ein ebenso eifriger wie fähiger Beamter bezeichnet wird.

W.T.B. **Kairo,** 23. August. [Telegramm des Reuterschen Bureaus.] Der egyptischen Regierung ist die telegraphische Nachricht zugegangen, daß es in Berber zu blutigen Zusammenstößen gekommen sei und die Bevölkerung, welche an Lebensmitteln Mangel leidet, sich der öffentlichen Kassen bemächtigt habe.

W.T.B. **Konstantinopel** 22. August. Sir Drummond Wolff ist heute Vormittag aus der Quarantäne entlassen worden, hatte darauf alsbald eine Besprechung mit dem interimistischen diplomatischen Vertreter Englands, White, und machte Nachmittags dem Großvezir und dem Minister des Auswärtigen, Assym Pascha seinen offiziellen Besuch.

W.T.B. **Wien,** 23. August, 11 Uhr 5 Min. Vorm. Oesterr. Kreditaktien 287,10. Reservirt.

Politische Wochenschau.

Von **Arnold Bodek.**
(In Vertretung.)

Wenn der deutschen Kolonialpolitik durch ein freundliches Geschick einmal gute Früchte beschieden sein sollten, so werden sie redlich verdient sein. Denn nur mühsam und im Kampfe mit stets neu auftauchenden Hindernissen rückt sie voran. Kaum waren in Ostafrika die eifersüchtigen Launen der englischen Diplomatie überwunden, als wir auch schon in Ozeanien auf neue Schwierigkeiten stießen, die diesmal von den erregten Nerven der stolzen Spanier ausgingen. Diese haben eine alte päpstliche Bulle ausgegraben, aus deren vergilbten Schriftzügen sie entziffern wollen, daß die von uns besetzten Karolinen-Inseln ihnen zukommen. Mit diesem Besitztitel werden sie nach neuen völkerrechtlichen Begriffen nicht weit kommen. Sie scheinen das selbst zu fühlen und suchen ihre Ansprüche durch die geschichtliche Enthüllung zu verstärken, daß es ein spanisches Schiff gewesen, das vor Jahrhunderten zuerst einmal in der Gegend jener Koralleninseln die Anker ausgeworfen habe. Aber auch damit werden sie wenig Glück haben, da die von der Berliner Kongo-Konferenz festgestellten Grundsätze für das internationale Kolonialrecht überhaupt als maßgebend erachtet werden dürften.

Wer durch irgend welchen Zufall an eine ferne Küste geworfen worden, vielleicht gar mit seinem Fahrzeug dort gestrandet ist, hat damit noch lange kein Besitzrecht erworben. Wären jenen angeblich ersten Entdeckern im Laufe der Zeit weitere Pioniere der spanischen Herrschaft und Kultur gefolgt, hätten sie Spuren eines dauernden Aufenthaltes oder auch nur der Absicht eines solchen Aufenthaltes hinterlassen, hätten sie auch nur die bescheidensten Versuche zur Bebauung und Besiedelung des Landes, zur Entwickelung seiner Hilfsquellen gemacht, so stände es jetzt ganz anders um den spanischen Protest, ja es bedürfte gar nicht erst eines solchen Protestes; denn niemals hätte unter solchen Verhältnissen Deutschland seine Hand nach jenen Gebieten ausgestreckt.

In Wahrheit hat Spanien auf sein angebliches Besitzrecht nicht den geringsten Werth gelegt, es thatsächlich gar nicht ausgeübt, und das zeigt am deutlichsten, daß es selbst nichts davon gehalten hat. Wie könnten sich nun die Spanier durch die deutsche Annexion eines Gebietes, das für sie gar keine, für Deutschland eine sehr große Bedeutung hat, für geschädigt und verletzt halten? Wir glauben es nicht, trotz des Lärms, den man sofort in Madrid erhoben hat, hinter dem aber als die eigentlichen Arrangeure die Führer der republikanischen Opposition stecken. Nicht Deutschland gilt der Tumult, sondern der heimischen Regierung; auf Deutschland schlägt man und den König Alfonso meint man, den man bei dieser Gelegenheit aus dem Lande ärgern zu können hofft.

Die Suppe wird aber auch hier nicht so heiß gegessen werden, wie sie gekocht wird. Was an unserer Regierung liegt, wird gewiß geschehen, um das erregte Nationalgefühl der Spanier zu beruhigen und ihnen darzuthun, daß wir weit entfernt sind, wirkliche Rechte eines Volkes zu verletzen, mit dem wir in Frieden leben wollen, ja um dessen Freundschaft wir durch den Besuch unseres Kronprinzen in Madrid offen geworben haben. Die Spanier werden hoffentlich so klug sein wie die Engländer, die es ja schließlich auch vorgezogen haben, sich mit uns zu verständigen, anstatt uns Erwerbungen streitig zu machen, die für sie selbst keinen Werth haben.

Ginge es freilich nach der französischen Hetzpresse, so wären die beiderseitigen Gesandten schon abberufen, so hätte König Alfonso den Kaiser Wilhelm bereits seine Entlassung als Ulanen-Oberst eingereicht und Spanien sich Hals über Kopf in den Krieg mit Deutschland gestürzt. Gerade diese Tendenznachrichten, die nicht am Manzanares, sondern an der Seine ihren Ursprung haben, sollten die Spanier doch stutzig machen. Die französischen Revanche-schreier sind überall dabei, wo sich eine Gelegenheit zur Deutschenhetze findet, und wenn sie vorläufig auch nicht daran denken können, selbst loszuschlagen, so wollen sie wenigstens Andere als Kanonenfutter vorschicken.

Wenn der jüngst nach Paris entsandte „kalte Wasserstrahl" noch einer Rechtfertigung bedurfte, so haben neuere Vorgänge in Frankreich sie vollauf geliefert. Paul Deroulède, der Häuptling der Patriotenliga, hat erst jüngst wieder beim Schützenfeste in Vincennes, obwohl er sich hütete, das Wort Revanche über die Lippen zu bringen, eine ganze Ladung von chauvinistischen Brillant-Feuerwerkskörpern losgeknattert und die „heilige Mutter la France, welche Rächer für die Gefallenen, Befreier für die Unterdrückten erziehe," in bengalischer Beleuchtung sehen lassen. Daß die französischen Chauvinisten sich jetzt so freundselig an Spanien heranmachen, kann nicht Wunder nehmen, nachdem sie sich von England so schnöde verlassen sehen. Die neueste Schwenkung der englischen Politik nach der deutschen Seite hin hat sie ganz aus dem Häuschen gebracht, und die Engländer sind nun gleich uns dem männermordenden Redefeuer und Phrasendonner der Patriotenliga ausgesetzt. Rochefort, der Mann mit der unverwüstlichen Galle, tobt wie ein Besessener gegen das feige und perfide Albion, dessen Botschafter in Paris er ohne Gnade zum Tode verurtheilt, dessen Königin und Regierung er zum Henker schickt. Man kann über solch ohnmächtige Wuthausbrüche lachen; aber sie haben doch auch ihre sehr ernsten Seiten. „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode."

Jedenfalls hat Deutschland alle Ursache, aufzupassen und sich vorzusehen, und daß es dies thut, davon haben die französischen Ligisten erst jüngst wieder einen schlagenden Beweis erhalten durch die Ausweisung eines ihrer Vertrauensmänner und Agenten, des Herrn Rothan, aus Elsaß-Lothringen. Dieser frühere französische Diplomat versichert zwar auf Diplomatenehre, er habe im Elsaß nur ganz harmlos auf seinem Studirstübchen gesessen, in alten unschädlichen Pergamenten gewühlt und nie ein politisches Wässerchen getrübt. Aber gerade seine sogenannte wissenschaftliche Thätigkeit, seine Schriften und Aufsätze kennzeichnen ihn als einen geschworenen Feind Deutschlands, und weß Geistes Kind er ist, das haben ihm seine Genossen in Paris selbst bescheinigt, indem sie ihn — sei es selbst ohne seine Wissen und Wollen — zum Vizepräsidenten der Patriotenliga erwählten. Das ist ein klassisches Zeugniß, das gerade die Herren von der Liga doch gelten lassen sollten. Deutschland aber thut gut daran und erweist den friedliebenden Franzosen selbst einen Dienst, wenn es die friedenstörenden Elemente bei ihrer Arbeit aufsucht und ihnen bei Zeiten das Handwerk legt, ehe es zu spät ist.

Wohin wir auch in der auswärtigen Politik blicken, überall sehen wir zu unserer Freude einen gesunden Geist und eine kräftige Hand walten, die, von Mäßigung und Besonnenheit zurückgehalten, im rechten Moment stets entschlossen zugreift. Könnten wir das doch auch von unserer inneren Politik sagen! Aber da heißt es nach wie vor: „Untröstlich ist's noch allerwärts!" Die Konservativen, die sich als die Generalpächter der Regierungsweisheit geberden, haben die Kampagne für die Landtagswahlen mit einem Manifest eröffnet, aus dem uns die ganze Hohlheit des herrschenden Systems angähnt. Trotz seiner Länge und Breite vermag das schwerfällige Aktenstück doch die Thatsache nicht zu verhüllen, daß wir seit den Landrathskammern noch nie eine so impotente und thatenarme Kammer besessen haben, wie die letzte, der die Konservativen ihren Stempel aufgedrückt haben. Nicht einmal die einzige nennenswerthe Frucht, deren die Herren sich rühmen, das Lehrerpensionsgesetz, ist auf ihren Feldern gewachsen. Der Ursprung des Gesetzes ist ein liberaler, die Wiederanregung ging von freikonservativer Seite aus, und nur die letzte Ausführung mit ihrer kläglichen Verpfuschung des Grundgedankens ist den Konservativen gut zu schreiben. Im Uebrigen rufen die Herren trotz all der Zölle und Steuern, mit denen sie uns schon beschenkt haben, noch immer nach neuen Steuern. Das ist ihre Weisheit, alles Andere nur Beiwerk und Garnirung, die kaum geeignet scheint, die harte Speise den Wählern mundgerechter zu machen. Das ficht unsere Konservativen aber nicht an. Sie ruhen gemächlich im Schatten der Regierung und glauben ihres Sieges sicher zu sein. Warum sollten sie sich auch Sorge machen? Wen die Regierung lieb hat, dem giebt sie's im Schlafe. Wozu haben wir denn einen offiziellen Wahlapparat?

„Schönhauser Stiftung."

Aus Anlaß des 70. Geburtstages und 50jährigen Dienstjubiläums des Reichskanzlers sind demselben bekanntlich innerhalb und außerhalb des Reiches gesammelte Geldbeträge behufs Begründung einer Stiftung, deren Bestimmung dem Jubilar überlassen wurde, zur Verfügung gestellt worden.

Diese Stiftung ist nunmehr, wie die „Nordd. Allg. Ztg." meldet, begründet worden, wie die nachstehende Allerhöchste Kabinetsordre ergiebt. Dieselbe lautet:

Auf Ihren Bericht vom 6. August d. J. will Ich die vom Reichskanzler Fürsten von Bismarck mit der aus Anlaß seines 70. Geburtstages gesammelten und ihm zur freien Verfügung gestellten Summe gegründete „Schönhauser Stiftung" auf Grund des anliegenden Statuts, d. d. Schönhausen, den 21. Mai d. J., unter Verleihung der Rechte einer juristischen Person, hierdurch genehmigen.

Bad Gastein, den 8. August 1885.

(gez.) **Wilhelm.**

Für den
Minister des Innern, den Justizminister und den Minister der geistlichen 2c. **Angelegenheiten.**
(ggez.) v. Scholz.

An
den Minister des Innern, den Justizminister und
den Minister der geistlichen 2c. **Angelegenheiten.**

Die für die betheiligten Kreise maßgebenden Bestimmungen des Allerhöchst genehmigten Statutes sind folgende:

Zweck der Stiftung ist, deutschen jungen Männern, welche sich dem höheren Lehrfache an deutschen höheren Lehranstalten widmen, vor ihrer besoldeten Anstellung Unterstützungen zu gewähren, auch im Inlande wohnenden Wittwen von Lehrern des höheren Lehrfaches Beihilfe für ihren Lebensunterhalt und für die Erziehung ihrer Kinder zu leisten.

Der Sitz der Stiftung ist zu Schönhausen, wo ihr von dem Stifter die erforderlichen Räume angewiesen werden.

Das Stiftungskapital besteht zunächst aus den durch die Sammlungen zur Verfügung gestellten Geldern, deren Betrag, soweit er bis jetzt festgestellt ist, sich auf 1,200,000 Mark beläuft.

Die Stiftung wird von dem Reichskanzler als ihrem Vorsteher verwaltet; nach seinem Tode geht diese Vorstandsschaft auf dasjenige Mitglied seiner Familie über, welches nach den bereits getroffenen Bestimmungen zum Besitz des Stammgutes Schönhausen gelangt, bezw. berechtigt ist.

Die Unterstützungen werden aus den jährlichen Einkünften bestritten — das Geschäftsjahr beginnt am 1. Oktober — und an Kandidaten des höheren Lehramts in der Regel im Betrage von 1000 M. jährlich nach erfolgter Ablegung der zu einer Anstellung als Lehrer des höheren Lehrfachs berechtigenden Staatsprüfung bis zu dem Zeitpunkte, an welchem der Empfänger eine besoldete Anstellung als Lehrer erhält, jedoch auf nicht länger als auf die Dauer von im Ganzen höchstens sechs Jahren gewährt. Doch soll auch der Vorsteher der Stiftung berechtigt sein, solchen Lehrern, welche die Staatsprüfung für das höhere Lehrfach abgelegt haben, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich bereits in dem Genuß einer besoldeten Stelle befinden oder nicht, aus den Einkünften der Stiftung Stipendien zu Studien im Auslande oder in Deutschland außerhalb ihrer Heimath zu gewähren.

An Söhne von Lehrern höherer Schulen können auch schon während ihrer Studienzeit Unterstützungen in dem vorgedachten oder einem geringeren Betrage gewährt werden, wenn sie sich dem höheren Lehrfache widmen. Die Zeit der auf der Universität gewährten Unterstützung ist auf den vorgedachten Zeitraum nicht einzurechnen.

Die Auswahl der zu Unterstützenden aus den Angehörigen des deutschen Reiches steht ausschließlich dem Vorsteher der Stiftung zu. Derselbe soll darauf bedacht sein, daß die Vertheilung der Unterstützungsbeträge auf die Angehörigen der einzelnen deutschen Staaten in einem der Bevölkerung oder der Zahl der höheren Lehranstalten in jedem derselben ungefähr entsprechenden Verhältniß entfällt. Auch sollen unter den Bewerbern die Söhne von Lehrern des höheren Lehrfachs den Vorzug haben.

Welcher der vorstehend bezeichneten Kategorieen die Mittel der Stiftung vorzugsweise zugewendet werden sollen, hat der Vorsteher nach Maßgabe der Erfahrungen über das vorliegende Bedürfniß zu ermessen. Die Zuweisung der Unterstützung soll in der Regel auf die bereits erwähnte Dauer erfolgen, ist jedoch jederzeit widerruflich, nur muß die einmal zugewiesene Unterstützung während zweier Semester gezahlt werden. Für den Widerruf sind bestimmte Formen vorgeschrieben.

Werden durch die erwähnten Unterstützungen die Stiftungseinkünfte Mangels geeigneter Bewerber nicht erschöpft, so soll der Vorsteher diese nicht zur Verwendung gelangten Beträge Wittwen von Lehrern des höheren Lehrfaches für ihren Lebensunterhalt oder für die Erziehung ihrer Kinder zuwenden. Der Maßstab für die Vertheilung ist derselbe, wie er bereits oben erwähnt ist.

Ein Zuschlag der nicht verwendeten Einkünfte ist nur im ersten Jahre, später überhaupt nur zur Deckung eventueller Verluste gestattet, so daß in der Regel alle Einnahmen zu Unterstützungen verwendet werden sollen.

Die Verleihung des Bezugs der Unterstützung findet alljährlich am 1. Oktober statt; das erste Mal erfolgt sie am 1. Oktober 1885.

Meldungen zum Bezuge der Unterstützungen sind in der Regel nur zu berücksichtigen, wenn sie spätestens bis zu dem 1. Juli, welcher dem Zuweisungstage voraufgeht, an den Stiftungssekretär in Schönhausen gelangt sind.

Bezüglich der Meldungen für das erste Jahr wird mit Rücksicht darauf, daß die Genehmigung des Statuts erst nach dem 1. Juli d. J. erfolgte, von jener Regel abgewichen werden können.

Die statutenmäßig vorbehaltene Ernennung des Stiftungssekretärs ist erfolgt. Zu demselben ist der Referendar a. D. Schenke bestimmt.

Vom europäischen Geldmarkt.

Von

Max Neustädter.

[Börse und Volkswirthschaft. — Die Geldflüssigkeit. — Schutzzöllnerische Bestrebungen.]

Die Aufwärtsbewegung, welche sich gegen Schluß der Vorwoche auf dem gesammten internationalen Geldmarkte geltend machte und einen Tendenzwechsel zu signalisiren schien, welchem die Börse hoffnungsfreudig entgegensah, ist bald Halt geboten worden. Die Tage einer regeren Geschäftsthätigkeit, die einmal wieder, wenigstens annähernd, das Bild entschwundener besserer Zeiten boten, sind rasch vorübergegangen und die alte, nunmehr fast zur Gewohnheit gewordene Stagnation und lustlose Stimmung ist wieder in die Hallen der Börsen eingezogen. Der Umschwung, der so sehnlichst erwartete und erhoffte, will noch immer nicht kommen, und so oft auch ein Anlauf genommen wird, um den Bann zu brechen, welcher auf der Thätigkeit der Finanzwelt lastet: es will nicht gelingen, eine lebhaftere Bewegung ins Werk zu setzen. Da die Erschlaffung der finanziellen Thätigkeit, die Zurückhaltung der Spekulation eine allgemeine ist und sich nicht auf ein einzelnes Land beschränkt, so dürfte es wohl als feststehend angenommen werden, daß die Ursachen derselben in den allgemeinen Verhältnissen des Weltmarktes begründet sind. Man hat bei uns die Bewegungslosigkeit des Geldmarktes zurückführen wollen auf den Einfluß der rigorosen Gesetzgebung, welche in der That den Verkehr an den heimischen Börsen zu lähmen geeignet ist, aber nicht einen tiefgehenderen Einfluß auf die finanzielle Thätigkeit anderer Völker ausüben kann. Wir finden aber dieselben Erscheinungen in Ländern, in welchen die verschiedensten finanzpolitischen und wirthschaftspolitischen Systeme herrschend sind, ein Beweis dafür, daß es nur ein und dieselbe Ursache ist, welche die Aktionsfähigkeit der Finanzwelt in Schranken hält. Die Bewegungen an den Börsen sind in erster Linie — wenn wir die Einwirkung der politischen Ereignisse eliminiren — abhängig von dem Zustande der wirthschaftlichen Verhältnisse. Ist doch die Börse der Centralpunkt, in welche alle Organe, welche dem materiellen Leben der Völker dienstbar sind, einmünden, von ihm aus gespeist werden und durch ihre Thätigkeit hinwiederum dem Centralorgane Leben und Bewegung verleihen. Wie kann aber von einer normalen Thätigkeit die Rede sein, wenn in der wirthschaftlichen Entwicklung ein Stillstand eingetreten ist, wenn es in den Hauptzweigen der industriellen Thätigkeit in immer mehr intensiverer Weise stockt?

Einen Blick in den Zustand der gegenwärtigen geschäftlichen Thätigkeit erhält man, wenn man die Situation des Geldmarktes im engeren, spezifischen Sinne betrachtet. Die Geldflüssigkeit, welche in der Art und Weise, wie sie sich heute geltend macht, nicht das Anzeichen gesunder Verhältnisse ist, sondern in der vielmehr eine pathologische Erscheinung zum Ausdruck kommt, dauert nach wie vor fort. Sie ist die stete Begleiterin der nun jetzt schon seit Monaten andauernden Geschäftsunthätigkeit gewesen. Die Bankausweise zeigen durchgehends, daß der geschäftliche Geldbedarf, der Bedarf für industrielle und merkantile Zwecke, auch heute noch ein geringfügiger ist. Es ist zwar richtig, daß der Zinsfuß sich in der letzten Zeit etwas gehoben hat. Es ist dies indeß nicht zurückzuführen auf eine größere Belebung der allgemeinen Geschäftsthätigkeit. Auch in den Zeiten des geringeren Verkehrs giebt es ein gewisses Auf- und Abwogen innerhalb derselben und in naturgemäßer Weise steigert er sich stets bei dem Beginn des Herbstes und so dürfte das Anziehen des Geldes auf die durch die Jahreszeit gebotene etwas größere Nachfrage hervorgerufen sein. Auf dem englischen Geldmarkte hat zu der Versteifung des Diskonts noch der Umstand beigetragen, daß in der abgelaufenen Woche der Geldexport nach Egypten seinen Anfang genommen hat.

Eine größere andauerndere Lebhaftigkeit in der Börsenthätigkeit dürfte nur erst dann zu erwarten sein, wenn sich eine Bessergestaltung in der Entwicklung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse vollzieht. Die Herbeiführung einer solchen Wendung zum Besseren ist ein Problem, das vor allem Andern die Gegenwart in der ausgesprochensten Weise beschäftigt. In den Berathungen der Staatsmänner nimmt dasselbe die erste Stelle ein. Wurde doch, wie es heißt, die Konferenz der beiden leitenden Minister Deutschlands und Oesterreichs-Ungarns welche in der abgelaufenen Woche stattgefunden hat, der Erörterung wirthschaftspolitischer Fragen gewidmet. Von der utopistischen Forderung einer Zollunion scheint man glücklicherweise in den maßgebenden Kreisen nichts wissen zu wollen. Die Herbeiführung einer solchen würde in der That eine Sisyphusarbeit sein. Aber auch die weiteren Pläne, welche man für eine engere zollpolitische Verbindung der beiden politisch in so freundschaftlicher Beziehung stehenden Staaten in petto hat, dürfte eher alles Andere bewirken, als eine Hebung der wirthschaftlichen Zustände. Tarifkonzessionen gegeneinander und dafür ein noch schrofferer Abschluß gegen die übrigen Staaten würde unserer Volkswirthschaft einen noch empfindlicheren Schlag beibringen, als die bisher angewandte Methode der protektionistischen Gesetzgebung es gethan hat.

Die reaktionäre Richtung auf dem Gebiete des heutigen Wirthschaftslebens fängt überdies an immer sonderbarere Blüthen zu treiben. Nachdem durch nicht wegzuleugnende Thatsachen ad oculos demonstrirt worden ist, daß der Schutzzoll, der seinerzeit als das unfehlbare wirthschaftliche Allheilmittel proklamirt wurde, dem Rückgange in der wirthschaftlichen Entwickelung keinen Einhalt thun konnte, wird jetzt — für einzelne Industrien wenigstens — in der Schaffung von Preis- oder Produktionskartellen Rettung gesucht. Dieselben stellen Verbindungen von Industriellen dar, die den Zweck haben, entweder die Menge der Produktion, oder die Preise zu regeln. Es ist augenscheinlich, daß dieselben ein starres Schutzzollsystem zur Voraussetzung haben, denn wenn eine Wettbewerbung seitens des Auslandes auf dem heimischen Markte stattfinden konnte, so würde der Einfluß auf die Preisbildung, deren ausgesprochenste Absicht jene Verbindungen sind, von vornherein illusorisch gemacht werden. Ja, man geht schon so weit, die Rechtsverbindlichkeit für die Theilnehmer an derartigen Vereinigungen zu verlangen. Derartige Konventionen, welche die Konsequenzen des Schutzzollsystems bei Weitem verschärfen würden, werden in der Regierung nahestehenden Organen aufs Angelegentlichste empfohlen. Stehen wir vielleicht vor einer neuen Phase der Schutzzollpolitik? In der That, wenn man keine andern Mittel für die Hebung unserer industriellen Verhältnisse anzuwenden im Stande ist, so darf es mit der Bessergestaltung derselben seine guten Wege haben.

Theater.

Von

Otto Neumann-Hofer.

Ein Wort gegen das „Abspielen" der Stücke.

In wenigen Tagen nimmt die neue Theatersaison ihren Anfang. Die Schauspieler kehren schaarenweise aus den Bädern, die sie mit ihrer interessanten Persönlichkeit, und aus den Provinzen, die sie mit ihren Gastspielen beglückten, zurück. Die Direktoren vollenden ihre Feldzugspläne für die bevorstehende Kampagne und arbeiten eifrigst an der Mobilmachung ihrer künstlerischen Truppen. Die Zeitungen verkünden in vielstimmigem Chorus die Novitäten, die sich in den nächsten Monaten ereignen werden, und an manchen Stellen steckt man bereits knietief in eifrigen und ach! so ermüdenden Proben.

Da tritt wieder eine Erscheinung auf, an welche man sich leider schon so sehr gewöhnt hat, daß sie den Meisten nicht mehr auffällt, oder als selbstverständlich erscheint. Sämmtliche Bühnen zweiten Ranges — wenn es verstattet ist, auf die Spezialitäten-Theater im Gegensatz zu den Schauspielhäusern, die den auszeichnenden Vorzug eines universellen Repertoires besitzen, also bei uns im Gegensatz zum königlichen Schauspielhaus und zum „Deutschen Theater" diese Klassifikationsbezeichnung anzuwenden — alle diese Bühnen treten in die neue Aera ihrer Wirksamkeit mit einem Zugstück, das sie so lange in ununterbrochener Folge wiederholen werden, bis es „abgespielt" ist, d. h. bis das Publikum aufhört, die Vorstellungen in genügender Anzahl zu besuchen, um die Kosten des Abends zu decken. Dann wird das Stück abgesetzt, in den meisten Fällen für immer, und macht einem neuen Platz, dessen Zugkraft wiederum bis zur Erschöpfung erprobt wird. Am liebsten wäre es freilich den Theaterdirektoren, wenn das erste Stück das einzige bliebe, wenn es also die ganze Saison vorhielte. Um aber diesen Modus der gründlichen Ausschlachtung zur Regel werden zu lassen, ist Berlin noch nicht groß und sein Fremdenverkehr noch nicht zahlreich genug. Nichtsdestoweniger kommen derartige Fälle als phänomenale Erscheinungen vor. Ja, der Direktor des „Victoria-Theaters" tritt mit der bestimmten Erwartung in die neue Saison, daß die „Messalina" während der Dauer derselben auf seiner Bühne allein das Szepter schwingen werde, und auch der Direktor des „Residenz-Theaters" nährt wohl die stille Hoffnung, daß die „Theodora" hinter ihrer älteren Schwester in imperio et Venere nicht allzusehr zurückbleiben werde.

Was für die Theaterleitung bequem und unter Umständen materiell einträglich sein mag, ist für die Kunst nicht immer vortheilhaft. Die Sitte des „Abspielens" gereicht ihr sicherlich nicht zum Heil, ja, sie ist ein entschiedener Barbarismus. Ich will nichts gegen ihre Herrschaft auf Ausstattungsbühnen einwenden. Hier mag sie durch äußerliche Umstände unumgänglich geboten sein. Die Kostüme und Dekorationen erfordern einen Kostenaufwand, der die finanzielle Leistungsfähigkeit der Direktionen aufs Aeußerste anspannt und für ein einziges Repertoirstück erschöpft. Zudem tritt in solchen Aufführungen das künstlerische Moment in den Hintergrund, die Befriedigung der rein sinnlichen Schaulust ist die Hauptsache. Das „Abspielen" eines Stückes ist immer eine Beleidigung der Kunst; aber hier ist sie gering und wird nur schwach empfunden.

Schlimmer jedoch sind die Folgen jener Unsitte an Theatern, welche den Anspruch machen, Pflegstätten der dramatischen Kunst zu sein. Zunächst werden die Schauspieler verdorben, auch sie „spielen sich ab" mit dem Stücke. Zwar weiß man durch das klassische Zeugniß von bedeutenden Schauspielern — erst neulich führte Sarah Bernhardt in ihrem skurrilen Sommerbrief an den „Evenement" eine Reihe solcher Zeugnisse an — daß manche Darsteller bei der hundertsten Wiederholung einer Rolle dieselbe unmittelbare Laune und Leidenschaft, wie bei der ersten Aufführung, entwickelt haben. Dann sind aber die hundert Vorstellungen nicht hintereinander im Galopp erfolgt. Jede Rolle verlangt von ihrem schauspielerischen Interpreten eine eigenartige Spannung der Seele, welche nothwendig an Intensität einbüßen und endlich erschlaffen muß, wenn sie in ununterbrochener Folge erzwungen wird. Die Abwechselung der Rollen ist für den Schauspieler, der auch nur ein Mensch ist und dessen Gemüthszustand wie der der anderen Menschen dem Wechsel unterworfen ist, eine unerläßliche Nothwendigkeit. Sie ist für das Spiel und die Ausbildung seiner künstlerischen Fähigkeiten wie ein erfrischendes Bad, aus dem er gekräftigt und mit neuem Anreiz zu den alten Rollen zurückkehrt. Eine ununterbrochene Wiederholung derselben Partie jedoch muß seine Unterscheidungsfähigkeit für die Nuancen des Spiels, für den Wechsel der Stimmungen und für die Entwickelung des Charakters abstumpfen; seine Aussprache und seine Gesten werden durch die bloße, geistverlassene Erinnerung veranlaßt; sein Spiel veräußerlicht sich und wird schließlich automatisch. Man kann diesen traurigen Zustand der Schauspieler beobachten, wenn man die fünfzigste Wiederholung eines Stückes besucht, dessen ersten Vorstellungen man beigewohnt hat. Feine und charakteristische Züge, durch die man sich in der ersten Zeit, in der ein Stück die Bühne beherrschte, erfreuen ließ, treten bei einer hochziffrigen Wiederholung mit einem verletzenden Mechanismus, mit einer schalen Gleichgiltigkeit vor Augen. Der Schauspieler muß abgespannt werden. Die Unsitte des „Abspielens" der Stücke führt unsere Schauspieler immer mehr jenem Zustand entgegen, der ein so trauriges Kennzeichen der englischen Schauspielkunst.

Dort bildet ein Unternehmer eine Schauspielertruppe ad hoc, d. h. für ein bestimmtes Stück, von dem er sich Erfolg verspricht. Er engagirt gerade so viel Darsteller, als das Stück Rollen hat. Jeder Schauspieler behält seine Rolle und bekommt nie eine andere, so lange die Gesellschaft besteht. Mit dieser Histrionenschaar durchzieht der Unternehmer das Land und spielt seine Komödie so lange, als er in den zahlreichen Städten seines Vaterlandes Zuschauer findet. Hat er die britischen Landschaften nach allen sechzehn Richtungen der Windrose durchquert, so löst er die Gesellschaft auf, deren einzelne Mitglieder sich dann für ein weiteres halbes Jahr bei einem anderen Unternehmer für ein anderes „Zugstück" verdingen. Ist es nicht selbstverständlich, daß unter der Herrschaft einer solchen Unsitte die Schauspielkunst zu einem mechanischen Puppenkomödiantenthum herabsinken muß?

Nicht weniger, wie die Schauspieler leiden die Theaterdichter unter der Sitte des „Abspielens". Freilich gestattet diese Sitte eine schnellere, finanzielle Fruktifizirung ihres Opus. Folgen die Wiederholungen rasch aufeinander, so fließen auch die Tantièmen schnell in ihre Taschen. Aber welche Nachtheile stehen diesem zweifelhaften Vortheil gegenüber! Jedes Stück, welches an einer Bühne, die das Regime des „Abspielens" pflegt, aufgeführt wird, trägt schon bei der Première sein Todesurtheil in sich. Ist es „abgespielt", sind eine Reihe von Vorstellungen auf einander gefolgt, dann versinkt es in den dunklen Schooß der Vergessenheit auf Nimmerwiedersehen. Es ist dann so gut, als ob es nie dagewesen wäre. Das Publikum und die Theaterdirektionen vergessen es bis auf den Titel. Der Autor hat eine Einnahme gehabt, ein Geschäft gemacht, oder auch keines, und damit ist die Bedeutung seiner geistigen Arbeit erschöpft. Ist sein Stück abgesetzt, so gilt er in der Erinnerung der Menschen nicht mehr als sein Verfasser, er ist dann nur noch der Mann, der für die nächste Saison ein neues Stück schreiben wird, das eben so schnell dem spurlosen Verschwinden anheimfällt.

Wäre Sardous „Flattersucht" am Residenz-Theater gegeben worden, dann hätte sie zwanzig bis dreißig Aufführungen erlebt und wäre dann aus dem Gesichtskreise des Berliner Publikums auf Jahrzehnte, vielleicht für immer verschwunden. Im „Deutschen Theater" wird sie noch lange Aufführungen erleben und lebendig bleiben. Michael Klapps „Rosenkranz und Güldenstern" ist der Berliner Bühne erst gewonnen, nachdem die Hofbühne dieses Lustspiel in ihr Repertoire aufgenommen hat. Auf dem Wallner-Theater wurde es vor Jahren als Novität aufgeführt, „abgespielt" und damit endgiltig begraben.

Als dritter würde das Publikum profitiren, wenn die abscheuliche Unsitte des „Abspielens" verschwände. Wer ein Stück nicht während seiner „Abspielung" sieht, der sieht es nie mehr bei uns. Freilich stehen die Pforten des Theaters mit uneingeschränkter Bereitwilligkeit Jedem offen, der sich für ein Stück interessirt, und Jeder kann es sehen, wenn ihm etwas daran liegt. Aber das Publikum erneuert sich fortwährend, und wenn ein Stück nach der fünfzigsten Vorstellung kein Publikum mehr findet und es deswegen abgesetzt wird, so kann nach einem viertel, einem halben, einem Jahr ein neues Publikum für dasselbe erwachsen sein. Die Bühnen mit wechselndem Repertoire beuten dieses neue Publikum für sich aus, diejenigen mit dem Prinzip des „Abspielens" gehen desselben verlustig. Das Publikum wiederum verliert die Kenntniß einer Reihe von dramatischen Erzeugnissen und mancher eigenartiger schauspielerischer Leistungen, die ein besseres Loos verdienten, als das Eintagsfliegendasein auf den Theatern mit dem Kultus des „Abspielens".

Die Theaterdirektoren werfen ein, daß ihrer praktischen Erfahrung nach ein Stück, das schon einmal längere Zeit auf dem Repertoir war, bei seiner Wiederaufnahme stets verunglücke. Es finde kein Publikum. Dabei vergessen sie, daß das Stück ja schon „abgespielt" war und daß ein neues Publikum dafür sich erst allmälig bildet. Hätten sie ein wechselndes Repertoir, so würden sie die schlimme Erfahrung weit seltener machen.

Schulmeisterliche Narrethei.

Von **Fritz Kirchberg.**

Daß es doch so viele Leute in der Welt giebt, die den unwiderstehlichen Drang haben, sich lächerlich zu machen! Es sind meist biedere Familienväter, fleckenlose Staatsbürger, gehorsame Unterthanen, gute Leute und hin und wieder selbst leidliche Musikanten. Jahre hindurch widerstehen sie dem Drange, der in ihnen sein Wesen treibt, dem Drange, sich durch eine plötzliche, unvermuthete, kolossale Dummheit lächerlich zu machen. Sie üben die Pflichten ihres Amtes mit Gewissenhaftigkeit, und die Freunde und getreuen Nachbaren gelangen zu der beruhigenden, durch die lange Erfahrung erprobten Ueberzeugung, es nicht nur mit braven, sondern auch mit ganz normalen Menschen von ihrem eigenen Durchschnittsmaß von Vernünftigkeit zu thun haben. Und der Staat begünstigt das Umsichgreifen dieser bedenklichen Ueberzeugung, indem er sie durch Verleihung von Titeln und Würden an die betreffenden Leute obrigkeitlich attestirt.

Inzwischen ist der innere Dämon immer ungeduldiger geworden. Der Druck, der Jahre lang auf ihm gelastet, er will ihn nicht länger tragen. Der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Die Fessel der spießbürgerlichen Vernünftigkeit ist schwerer als Ketten und Eisen, und endlich zerbricht sie der Dämon, der in der Seele jener Menschen haust und sie entweder zu Genies oder Narren stempelt, und wirft sie entschlossen ab. Die liebe Mitwelt und besonders die getreue Nachbarschaft steht staunend vor diesem Naturereigniß da und weiß sich eine ganze Weile lang nicht zu fassen, ob sie lachen oder sich ärgern, oder in Staunen befangen bleiben soll. Nachher entscheidet sich Jeder nach seinem Temperament, je nachdem er eine entschlossene Abweichung von den Pfaden der spießbürgerlichen Vernünftigkeit, in der er selbst wandelt, als eine persönliche Beleidigung, eine Dummheit oder eine Großthat auffaßt. Im ersten Falle hält er den Mann für einen Bösewicht, im zweiten für einen Narren, im dritten für ein Genie. Für den Betroffenen macht es keinen Unterschied. Er kann sich dabei beruhigen, daß bis jetzt noch jedes Genie von der großen Menge der kundigen Thebaner für einen Narren gehalten worden ist, und daß sich stets Leute gefunden haben, die einen Narren als ein Genie proklamirten. Ferner gewinnt die menschenfreundliche Theorie immer mehr an Boden, nach welcher ein Bösewicht entweder ein Narr oder Genie ist und dafür, daß die Genies als Bösewichter behandelt und verfolgt worden sind, bietet die Weltgeschichte fast ebenso viele Beispiele, als es Genies gegeben hat.

Auf dem Gebieten der Literatur erfahren diese Verhältnisse eine erhebliche Veränderung. Hier kann von Narren und Bösewichtern keine Rede mehr sein. Die Tinte ist Gift für diese Kategorie von Geistern. Was die Feder in die Hand nimmt, um von den Pfaden der gemeinen Vernünftigkeit abzuweichen, ist immer vom Hauche des Genies berührt. Die entschiedensten Narren verfallen, sobald sie die Feder über das Papier führen, in die platteste Vernünftigkeit. Um sich darüber zu erheben, um den Muth und die Fähigkeit zu besitzen, sich über sie hinwegzusetzen, dazu bedarf es einer genialen Anlage. Nur die Wirkung macht die Verschiedenheit zwischen den Genies. Die Einen wirken ernsthaft, wenn sie ernsthaft sein wollen, und komisch, wenn sie eine komische Wirkung beabsichtigt haben. Bei den Anderen ist es gerade umgekehrt. Das ist der ganze Unterschied.

Zu diesen nützlichen Betrachtungen wurde ich durch die Lektüre eines Buches angeregt, welches den vielversprechenden Titel führt: „Lustige Puppen-Tragödie vom sich selbst entleibenden Lindau, oder: Schiller, Lessing, Goethe, Molière und — Herrn Dr. Paul Lindaus „Frische Wissenschaftlichkeit auf dem Markte des Lebens". (Bielefeld, A. Helmich.) Der Verfasser ist Herr Dr. C. Humbert, Professor am Gymnasium zu Bielefeld. Das Buch ist ein schätzenswerther Beitrag zur modernen Literatur. Es weist eine Reihe von neuen Eigenschaften auf, von denen man sich bisher nichts hatte träumen lassen. Stil, Gedankenentwickelung und die darin herrschende Art der Polemik sind von einer Originalität, die nicht nur zu meinen obigen, sondern noch zu manchen anderen fruchtbaren und unterhaltenden Betrachtungen Anlaß geben kann.

Eine Darlegung des Sachverhalts, um den es sich in dem Buche handelt, wird beweisen, welche eigenartige und gewissermaßen geniale Fähigkeit schon dazu gehört, aus dem winzigen Stoff ein Buch von acht Bogen herauszuspinnen. Herr Dr. Humbert ist einer der ersten deutschen Molière-Gelehrten. Sein Opfer, Paul Lindau, erkennt es selbst an, denn er sagt: „In neuester Zeit bemächtigt sich in Deutschland die moderne Philologie des französischen Dichters. Unter ihnen (sic! sagt hierzu Herr Humbert) ist vor Allen zu nennen Claas Humbert, Fritsche, Mangold, Heinrich Schweitzer und Mahrenholtz. Wissenschaftlich werthvoll, sind ihre Untersuchungen jedoch zum großen Theil für Molières dichterische Bedeutung unerheblichen Einzelnheiten gewidmet." Nun hat Paul Lindau eine neue Ausgabe der alten Bierlingschen Molière-Uebersetzung bei Cotta erscheinen lassen und mit einer Einleitung versehen, in der er u. A. die Urtheile der deutschen Klassiker über Molière aufführt. Damit drang er in das eigenste Gebiet des Herrn Dr. C. Humbert. Denn dieser Gelehrte hat drei Bücher veröffentlicht, in welchen jene Urtheile mit einem stupenden Fleiß zusammengetragen sind.

Bei der Anführung der Urtheile Lessings bemerkt Lindau: „Der fleißige Molière-Sammler, Dr. Claas Humbert, der Verfasser verschiedener sehr stoffreicher Schriften über Molière und einer der unbedingtesten Verehrer des großen Dichters in Deutschland, hat in seinem Aufsatze: „Molière und Lessing" mit großer Sorgfalt alle, auch die unwesentlichsten Stellen, aus Lessing ausgezogen u. s. w. Wir konnten diesem Theil unseres Aufsatzes die ebenso verdienstliche, wie **nüchterne** Arbeit zu Grunde leaen."

Nüchtern! Dieses Wort empörte Herrn Dr. Humbert. Und aus dieser Empörung ist sein Buch gegen Lindau hervorgegangen. Ihr haben wir es zu verdanken, daß Herr Humbert, der seit mehreren Jahrzehnten schlecht und recht die Pfade der gemeinen Vernünftigkeit wandelte, sich als ein Genie entpuppte, aber als ein solches, dessen Wirkungen die umgekehrten der beabsichtigten sind. Als ein echtes Genie fällt er aus der gemeinen Prosa stets in die sublime Poesie; meistens polemisirt er in Hexametern. Aber auch in andern Versmaßen ist er gewandt. Schonend beginnt er in schlichter Prosa, um in zerschmetternden Versen fortzufahren:

„Aber ich habe die Feder im Zaume gehalten (gegen Lindau) ꝛc. — aus Liebe zu Molière. Er meint es gut, sagt' ich mir, er weiß nur nicht, was er thut.

Und wozu auch mit Molières Freunden mich zanken?
Denn ich hielt Ihre Begeisterung für echt und Sie selber für seinen
Und meinen — aufrichtigsten Freund und Verehrer."

Da kommt Ihr Aufsatz! Ein Blitz aus heiterm Himmel! (Prosa.)
Verkleinert nicht blos Molière, drückt Schillers Bewunderung,
Lessings und Göthes herab — ich selbst bin mit keinem
Bissen bedacht!
Und hätten Sie sich nur weiter gehüllt in die Ehrfurcht des Schweigens!
Aber nein! Meine Weisheit verachten!
Als Mäßigkeitsapostel, nüchtern und geistlos,
Mich bei den Stammgästen verspotten!

Da mußte ich Dinte sehen! Mein Ruf, der Molières standen auf dem Spiel! Ich mußte zeigen, daß selbst der **nüchternste** seiner Verehrer Begeisterung genug besitzt, um sich 'nen kleinen Rausch anzutrinken. (Ob an der Dinte, sagt Herr Humbert nicht.)

Aber trotzdem und alledem! Von Ihnen laß ich nicht. Ich hab' Sie in mein Herz geschlossen!

Es reizt mich Ihre schöne Gestalt!
Und sind Sie nicht willig, so brauch ich Gewalt!"

Das Vergehen Lindaus, das Herr Humbert auf 123 Oktavseiten geißelt, ist freilich auch ein furchtbares. Er hat die Begeisterung unserer Klassiker für Molières kleiner dargestellt, als Herr Humbert sie taxirt. Deswegen sagt Herr Humbert:

Da wir dieser Art der **ruhigen typ'schen Erwähnung**
Noch bei Schiller und Goethe begegnen und Doktor Lindau
Gerade sie zu Molières **Ungunsten** deutet, so muß ich
Sie dem Leser vorführ'n in ihrer wahren Beleuchtung.

Ich fürchte nur, die Beleuchtung der Urtheile Schillers und Lessings wird die Leser des Buches weniger erfreuen und erheitern, als die Beleuchtung, in die sich Herr Professor Dr. Humbert stellt.

Der Ultramontanismus in Spanien.

Von

Gustav Diercks.

Spanien hatte um die Mitte dieses Jahrhunderts den Versuch gemacht, in die Reihe der modernen Kulturvölker einzutreten und dem Mönchswesen, der Pfäfferei, dem Jesuitismus, der religiösen Heuchelei und dem Ultramontanismus, allen diesen Ueberresten des Mittelalters, ein Ende zu bereiten.

Dies war die Bedingung für den Kulturfortschritt.

Diese Bewegung dauerte jedoch nur kurze Zeit. Die Kraft der Fortschrittler erlahmte schnell; die Volksmassen waren in ihrer Unbildung unfähig, die Wohlthat zu würdigen, die man ihnen zu erweisen suchte. Die Kleriker ergriffen die Zügel, die ihnen entrissen waren, bald wieder aus den ermattenden Händen der wenigen Kämpfer für die geistige Entwickelung des Volks und zogen sie, durch Vermittelung des weiblichen Geschlechts, das ihnen unbedingt ergeben war und blieb, wieder straffer und straffer an, und heute befinden wir uns denn glücklich wieder unter der Allmacht des Klerus und der Kirche, die in geschickter Weise bald die Republikaner, bald die Konservativen, dann die Liberalen und nun wieder die Konservativen in ihren Dienst genommen haben, um durch sie das Ziel zu erreichen, das sie erstrebten: die ehemalige Herrschaft wieder zu erlangen. Diese spanischen Geistlichen und Ultramontanen sind allerdings nicht wie die Politiker: sie machen sich die Lehren der Weltgeschichte in etwas wenigstens zu nutze; sie nehmen die Grundlagen der modernen Kultur und Weltanschauung an. So ist es höchst bemerkenswerth, daß die Priester öffentlich die grösten Absurditäten des früheren krassen Wunderglaubens verleugnen, ja, sich dagegen erklären. Dafür ziehen sie ihre Schlingen andrerseits allerdings auch um so fester und enger und wissen mit großer Geschicklichkeit mit dem Schafskleide der Demuth ihre habgierige Wolfsnatur zu verhüllen. Sie wahren den Schein, als wenn sie Sklaven der gegenwärtigen Generation des spanischen Volkes und der Politiker wären, und — in Wirklichkeit leiten sie den Staat ganz nach ihrem Willen.

Ueberall entstehen neue Kirchen und Klöster, obgleich letztere ja bekanntlich verboten sind. Die Macht der Jesuiten wächst mit jedem Tage mehr und wird bedeutlich. Die Mönchserei und der Jesuitismus erfreuen sich in ihren modernen Formen der denkbar größten Förderung seitens der Machthaber, der Regierung des Landes. Das Mutterhaus des Jesuitenordens in Loyola bei Azpeccia wird ausgebaut, nachdem es ein Jahrhundert oder länger in unvollendetem Zustande geblieben war. Das mächtige Universitätsgebäude der Jesuiten in Bilbao geht seiner Vollendung entgegen und verspricht das größte wissenschaftliche Institut Spaniens zu werden. Die Jesuitenpatres sind die beliebtesten und besten Kanzelredner Spaniens und wissen ihr Auditorium stets zu fasciniren

Die Krone unterstützt die Mönchserei und den Papismus auf das kräftigste. Der König hat den Escurial der Missionsgesellschaft der Augustiner überwiesen, hat ihnen sehr bedeutende Konzessionen gemacht, ihnen sehr beträchtliche materielle Privilegien gewährt und somit der Mönchserei in einer ihrer starrsten, orthodoxesten Inkarnationen zu allmächtigem Einfluß verholfen.

Spanien konnte durch ein Jahrtausend und länger ohne einen besonderen Bischof für Madrid existiren — dieses Jahr ist diese neue Diözese geschaffen worden, und am 3. dieses Monats hat der neu kreirte Bischof José Martinez Izquierdo seinen feierlichen, überaus glänzenden Einzug in der Hauptstadt des Landes gehalten.

Prozessionen waren allmälig zu einer seltenen Erscheinung geworden — jetzt, gegen den Schluß des neunzehnten Jahrhunderts, versucht der Klerus, sie, und zwar unter Aufbietung aller dem Staate unterstehenden Faktoren, wieder in altem Glanze einzuführen. Marien- und andere Heiligenbilder werden in Prozession durch die Straßen der großen Städte geführt, um damit die Cholera zu beschwören! Große kirchliche Feierlichkeiten werden zu demselben Zweck veranstaltet und der Wunder- und Aberglauben in raffinirter Weise wieder belebt und höher und höher entwickelt, während man doch, wie oben gesagt, klug genug ist, ihn in seinen rohesten und gröbsten Verletzungen der modernen menschlichen Zurechnungsfähigkeit zu beschränken.

Zeitungen, die sich anmaßen, für die Förderung der Kultur thätig zu sein, scheuten sich nicht, zu veröffentlichen, daß diese und jene Orte — beispielsweise Zamora und Toro — in Folge der in ihnen herrschenden Frömmigkeit vor der Cholera beschützt blieben.

Der Klerus vermeidet zwar klugerweise den Schein, als ob er den Staat beherrsche — in Wirklichkeit aber ist die Theokratie, die Kirchenherrschaft früherer Zeiten, beinahe wieder vollständig hergestellt.

Höchst bezeichnend für die gegenwärtigen Zustände in Spanien ist denn auch das Verlangen der Ultramontanen: sämmtliche Laienschulen im Lande zu schließen. Daß der Kultusminister Pidal mit diesem Wunsche völlig einverstanden ist, bedarf kaum der Erwähnung; er ist jedoch zu gut jesuitisch geschult, um demselben ohne Weiteres zu willfahren. Vorläufig hat die ministerielle Presse daher Ordre erhalten, die Ansicht der Regierung dahin zu formuliren, daß man die Fach- und Zeichenschulen so lange nicht für gefährlich erachten und schließen will, als sie nicht die Staatsreligion schädigen und dieselbe der Nichtachtung preisgeben.

In protestantischen Kreisen ist man aber über diese Erklärung wenig erbaut; man fürchtet, wenn dieses konservative Regime noch lange dauert, neue Beschränkungen, neue Verfolgungen der nicht katholischen Glaubensbekenntnisse.

Ob übrigens die Liberalen, wenn sie an das Ruder kommen, trotz ihrer schönen Reden von Religions- und Gewissensfreiheit, den Muth haben werden, die Macht des Klerus wieder zu beschränken — ist leider sehr zu bezweifeln. Die Kleriker bilden einen zu einflußreichen Faktor in diesem unglücklichen Lande, und seine Beherrscher müssen mit ihnen rechnen.

Großstädter auf Reisen.

Reiseskizze

von **Auguste Montag.**

Berlin im Juli.

Frau Rosa Merker (22 Jahre alt) aus Liegnitz.
Frau Agathe Mannstaedt (24 Jahre alt) aus Berlin.

Boudoir von Frau Agathe.

Rosa: ..... Und wohin werdet Ihr in diesem Sommer reisen?

Agathe: Wir sind noch nicht entschieden. Nach Tyrol vielleicht, oder nach irgend einem stillen Schweizerthal.

Rosa (lebhaft): Kommt doch mit uns nach Baden-Baden — das wäre reizend! Fischers kommen auch hin und Dr. Marxins — vielleicht auch Lehbergs — wir versprechen uns einen entzückenden Sommer! Wir machen Partien — wenn wir müde sind, haben die Herren ihren Stat, wir unseren Kaffeeklatsch, — bei schlechtem Wetter giebts Theater, Réunion — —

Agathe: Um Gottes Willen höre auf!... Mich schaudert, wenn ich Dein Programm höre! Alles was Ihr sucht, wollen wir meiden. Unsere erste Bedingung ist .... keine Berliner .... und .... entschuldige, wenn ich unhöflich scheine .... keine Bekannten.

Rosa (etwas verletzt): So willst Du die vielen Wochen ganz allein?....

Agathe (lächelnd): In Gesellschaft meines Mannes...

Rosa (verlegen): Allerdings — aber...

Agathe (überlegen): Früher dachte ich eben so wie Du. Wenn man aber ein Paar Winter hindurch in dem Strom großstädtischer Vergnügungen mitgeschwommen, sehnt man sich nach Ruhe und Einsamkeit. Geistig wie körperlich will man im Negligé leben. Kein Wort will man hören, das an die leere Gesellschaftsphrase, an den Klatsch unserer sensationslüsternen Kreise erinnert.

Rosa (schnippisch): In solche Einsiedlerlaune kann ich mich allerdings nicht hineindenken. Uns arme Kleinstädter muß der Sommer für die Entbehrungen des Winters entschädigen. Die Langeweile, die Du suchst...

Agathe (auch etwas verletzt): Langweilen kann sich der gebildete Mensch nur in schlechter Gesellschaft. Nie, wenn er allein ist — in schöner Natur — mit guten Büchern... Auch plaudere ich gern mit fremden Nationen... mit Franzosen, mit Engländern... Das erfrischt den Geist und führt nie zu jenen intimen Sommerfreundschaften, die so leicht in Winterfeindschaften umschlagen...

Rosa (parodirend): Um Gottes willen höre auf!... Mich schaudert, wenn ich Dein Programm höre... Wir beten auf Reisen jeden Morgen: Herr, führe uns nicht... zu Engländern!...

Agathe lächelt überlegen.

Rosa: Du siehst, wir sind Euch um Jahrhunderte an Kultur zurück — wir sind eben Kleinstädter. Das erinnert mich... ich habe noch alle Hände voll zu thun, Kleider, Hüte zu probiren, und auch Du willst den kühlen Tag gewiß zu Besorgungen benutzen.

Agathe: Meine Vorbereitungen sind beendet, ich habe schon Alles ausgesucht, was ich — zu Hause lasse. Nur einige Kattunkleider, ein wetterfestes Lodenkostüm begleiten mich.

Rosa: Du bist ja ein Ausbund weiblicher Tugend geworden — gut, daß mein Mann Dich nicht hört. Ich eile, Dich zu verlassen, um mich nicht gänzlich zu verachten. Adieu, Liebste, recht vergnügten — pardon, recht langweiligen Sommer. (Rosa ab.)

Vierzehn Tage später.

Terrasse eines Schweizer Hotels.

(Bankier Karl Mannstaedt, Agathe Mannstaedt sitzen beim Frühstück.)

Karl: Nun, Schatz, bist Du zufrieden mit meiner Wahl? Gefällt es Dir hier?

Agathe: Ueber alle Maßen! So kühl, schattig und so einsam. Zwei Stunden von der Bahn abgelegen, das wird uns vor dem Heer der Vergnügungsreisenden schützen. Berliner verirren sich gewiß nicht hierher.

Karl: Triumphire nicht zu früh! Nachdem Du gestern zu Bett gegangen, kam eine ganze Schaar Ausflügler heim. Darunter verdächtig bekannte Gesichter..... Den einen Herrn muß ich schon getroffen haben, bei Geheimraths oder.....

Agathe (rasch): Besinne Dich nicht, ... ich will es nicht wissen. Ich bin total bekanntenblind ... Unsere Reise war zu herrlich! So zu Zweien durch die schöne Natur — es erinnerte an unsere Flitterwochen ... So wollen wir hier weiterleben, und keinen Dritten in unseren Bund aufnehmen ...

Kellner (mit dem Fremdenbuch): Werden die Herrschaften längere Zeit bei uns bleiben? ...

Karl (seinen Namen einschreibend): Wir suchen eigentlich Privatwohnung. Ihr Hotel scheint etwas lebhaft ...

Kellne: Wenn ich unsere Dépendence empfehlen dürfte — mitten im Wald ... und zwei englische Familien —

Agathe (lebhaft): Wir werden sie gleich besehen.

Kellner: Kommen die Herrschaften zur table d'hôte?

Karl: Kann man nicht à la carte speisen?

Kellner: Gewiß, vor oder nach der gemeinschaftlichen Tafel ...

Karl: Dann decken sie für uns hier auf der Terasse — wenn der ganze Trubel vorüber ist (zu Agathe) ich denke um 4 Uhr — (Kellner ab).

Agathe: Wie lieb von Dir, meine Wünsche zu errathen ...

Karl: Was beginnen wir jetzt?

Agathe: Wir freuen uns ein Weilchen, daß wir nicht in Berlin sind — dann besehen wir unsere Wohnung — und dann laufen wir in den Wald, wie ein Paar Kinder, die sich verirren wollen ...

Karl: Im Vorbeigehen will ich bei der Post anfragen, ob Briefe und Zeitungen gekommen.

Agathe (lächelt).

Karl: Findest Du das so lächerlich?

Agathe (ihn umarmend): Ich fürchte Du wirst nichts finden, — ich will Dir mur gestehen — ich habe unsere Zeitung abbestellt, und Deinem Kompagnon das Wort absolutester Schweigsamkeit abgenommen.

Karl (halb ärgerlich, halb belustigt): Aber mein Geschäft ... die Börse, die Kurse ...

Agathe: In der saison morte trägt der Giftbaum keine Früchte.

Karl: Also eine geistige Isolirzelle ...

Agathe: A deux.

Karl: Wenn Du Dich nur nicht bald zu Deinen Mitmenschen hinaussehnst —

Agathe: Gewiß nicht — ich fühle mich so glücklich — ich glaube, ich muß Dir einen Kuß geben —

Karl: Aber Kind, da kommen Menschen —

Agathe: Du siehst, wir sind noch lange nicht allein genug.

Karl: Es sind die Berliner.

Agathe: Schnell, verliefen wir uns in den Bädecker. (Beide lesen eifrig.)

(Eine große Gesellschaft Herren und Damen erscheinen lachend und schwatzend auf der Terrasse).

Der Kommerzienrath: Kellnehr, einen Käse — aber einen wirklichen Käse, kein Stück Leder wie gestern. — Unglaublich — im Käseland — wenn ich da an Berlin denke ...

Kommerzienrathstochter: Da mußt Du doch wieder die Bergentbehren ...

Kommerzienrath: Das nennst Du eine Entbehrung?...

Lieutenant: ..... Wir sind also 16 Personen zu der morgigen Partie. — Um 5 Uhr brechen wir auf.... Die Führer sind bestellt.

Assessor: Kann ich nicht mit dem zweiten Zug nachkommen?

Lieutenant: Zwei Mann um 4 Uhr mit dem kalten Wasserstrahl an das Bett des Assessors!...

Der Major a. D.: Das starke Geschlecht geht zu Fuß, die älteren Damen werden getragen ... die jungen ...

Lieutenant: Werden auch getragen.

Backfisch: Wozu, wo so viel Esel da sind?

Lieutenant: Von uns auf den Händen natürlich —

Assessor: Eben, um die Esel genügend zu beschäftigen.

Kommerzienrathstochter: Daß wir nur nicht zu spät nach Hause kommen — wir müssen noch Toilette machen zur Réunion —

Backfisch: Was ziehst Du an?

Kommerzienrathstochter: Mein blaues mit den Crèmespitzen.

Backfisch: Das finde ich süß — ich nehme mein weißes mit der rothen Schärpe.

Ein anderes junges Mädchen: Und ich mein hellgelbes.

Kommerzienrathstochter: Ach, das Sie bei Meyers angehabt?

Himmlische und irdische Liebe.

Novelle

[13. Fortsetzung.]

von

Paul Heyse.

Sie legte jeden dieser seltsamen Briefe mit einem Seufzer in ihre Mappe und griff zu dem weißseidenen Buche, dessen Blätter sich in dieser gereizten, vielbedürftigen Stimmung rascher als sonst füllten. Kein Wunder, daß die Stahlquelle nicht die Kraft hatte, ihr heitere Tage und stärkenden Schlaf bei Nacht zu bringen. Der Arzt schüttelte den Kopf. Er erlaubte sich, zu bemerken, daß sie vor Allem das allzu regsame Gehirn zur Ruhe zwingen müsse. Auch er hatte von ihren tiefen Studien und ihrer dichterischen Begabung einen überschwänglichen Begriff. Sie lächelte dann trübsinnig und erklärte, sie sei ganz müßig und ihr Geist befinde sich in einem beständigen Halbdunkel, wobei sich trefflich schlafen lasse. Nur irgend ein anderes Organ störe das Gleichgewicht ihrer Natur. Offen zu gestehen, daß es wohl das Herz sein möchte, hatte sie nicht den Muth.

Als die fünfte Woche verstrichen war, erhielt sie von ihrer würdigen Freundin, der Superintendentin, einen Brief, darin stand: „Sie fragen mich, liebe Georgine, ob ich Ihren Mann nicht gesehen, und wie er sich wohl befinden möge. Da er, wie Sie wissen, kein Freund von Besuchen ist, hat er sich in unserem stillen Hause natürlich nicht blicken lassen, und bei der Auflösung aller geselligen Kreise während der Ferien konnte ich ihm auch am dritten Orte nicht Ihre Grüße bringen. Gestern aber habe ich ihn auf der Straße getroffen und kann Sie nun vollkommen darüber beruhigen, daß die angestrengte Arbeit und die Trennung von seiner vergötterten Frau ihn etwa zu einem Kopfhänger gemacht hätte. Vielmehr trug er das Haupt so stolz und freudig im Nacken und sah, während er mit jugendlichem Feuer dahinschritt, so siegesfroh über die geringere Menschheit hinweg, daß er auch mich nicht bemerkte, die ich doch dicht an ihm vorbeiging. Ich hörte ihn sogar halblaut vor sich hin singen, ordentlich wie ein Student, und wollte schon auf ihn zu treten und ihn fragen, ob diese übermüthige Ferienlaune davon herrühre, daß er mit seinem neuen Werk so über die Maßen zufrieden sei, oder ob er eben einen Brief erhalten habe, der ihm das baldige Ende seiner Strohwittwerschaft ankündige. Aber eh ich mich besinnen konnte, war er schon vorbeigestürmt, und ich erwarte die Lösung des erfreulichen Räthsels von Ihnen. Kommen Sie, theuerste Frau. Mein Haus ist ungewöhnlich still, mein lieber Mann in Geschäften verreist, meine beiden Söhne, die seit jenem bedauerlichen Vorfall mit der zuchtlosen Person sich trefflich gehalten haben, machen eine kleine Fußreise. Ich sehne mich nach unserm lieben, vertrauten Gespräch, das mir immer, obwohl wir uns leider auf verschiedenen Standpunkten befinden, viel Nahrung für Geist und Herz spendet" u. s. w.

Gina saß wohl eine halbe Stunde, nachdem sie dies gelesen, und starrte regungslos auf das Blatt. Dann erhob sie sich und begann, ihre Sachen zusammenzusuchen und sich zum Aufbruch zu rüsten. Sie hatte ihre Rückkehr erst für die nächste Woche beschlossen und ihrem Manne angekündigt. Nun fühlte sie, daß Etwas geschehen sein müsse, was sie nicht länger in seiner ungreifbaren Spukgestalt ertragen könne.

Nur von dem Arzt verabschiedete sie sich und trug ihm ihre Grüße auf an Diejenigen, die ihr nähergetreten waren. Sie habe Sorge um die Gesundheit ihres Mannes, der, wenn sie nicht über ihn wache, sich zu überarbeiten pflege. Ihre eigene Erholung und Genesung sei hoffnungslos, wenn sie mit dieser Angst die Kur fortsetze.

Am andern Nachmittag reiste sie ab, um neun Uhr erreichte sie ihre Vaterstadt. Als sie in der Droschke den kurzen Weg nach ihrem Hause zurücklegte, war in ihrem sonst so klaren und maßvollen Geist ein Tumult, daß sie vor sich selbst erschrak und mit aller Macht ihre Gedanken zu ordnen suchte. Hundert Möglichkeiten hatte sie während der Reise erwogen und wieder verworfen. Nur daß etwas geschehen sei, was ihr Leben bedrohe, stand ihr fest.

Zuletzt war ihr die Vermuthung noch als eine Art Trost erschienen: er habe durch die übermäßige Arbeit seinen Geist in eine krankhafte Ueberspannung gebracht, und auch die Kälte gegen sie sei nur ein Symptom einer psychischen Verstörung. Hätte er bei vollkommener geistiger Gesundheit die Trennung so heiter ertragen können?

Der Wagen hielt vor ihrem Hause, sie sah auf den ersten Blick, daß kein Fenster erleuchtet war. Mit fieberhafter Hast zog sie an der Hausglocke und überlegte, wenn sie ihn schlafend fände, ob sie ihn wecken solle — so früh es auch noch war. Die Stimme der alten Person, die schon bei ihrem Vater als Haushälterin und Köchin gedient hatte und ihr ganz ergeben war, ließ sich endlich hinter der geschlossenen Thür vernehmen: wer so spät noch ins Haus wolle? Als sie sich zu erkennen gegeben, wurde mit einem Ausruf des freudigsten Erstaunens geöffnet und das gute, alte Gesicht erschien an der dunklen Schwelle. „Sie schon zurück, beste, gnädigste Frau Professorin!"

„Ich bin's, Margret. Ist mein Mann zu Hause? Ist er schon zu Bett?"

„Der Herr Professor? Ach, du meine Güte! Der Herr geht ja nie vor ein — zwei Uhr zu Bett. Immer arbeiten, arbeiten, auch die Nächte durch. Es kann ihm nicht gut sein auf die Länge. Ein Glück, daß die Frau wieder ins Haus kommt!"

„So find' ich ihn in seinem Zimmer," sagte Gina, indem sie rasch eintrat und die Treppe zu ersteigen begann. „Aber seine Fenster waren ja dunkel."

„Freilich!" fuhr die Alte fort, indem sie geschäftig sich mit dem

Junges Mädchen: Nein, beim Sommerfest der Künstler.

Agathe: Réunion, Ballkleid ... diese Töne, diese Klänge, — wie verletzen sie mein Ohr!... Komm, laß uns in die Schweizer Wälder flüchten. (Sie gehen mit absichtlicher Zurückhaltung, ohne zu grüßen, vorbei.)

(Die Berliner, alle durcheinander.)

Kommerzienrathstochter: Das ist das Ehepaar, das gestern Abend angekommen.

Assessor: Halten Sie die für ein Ehepaar? sie scheint noch viel zu jung.

Lieutenant: Vielleicht die Schwester.

Assessor: Aber nicht seine Schwester.

Backfisch: Hier steht's im Fremdenbuch: „Bankier Mannstaedt und Frau aus Berlin".

Kommerzienrath: Darum kam er mir so bekannt vor, ich muß ihm bei Geheimrath Schlehden begegnet sein.

Kommerzienrathstochter: Warum hast Du ihn nicht begrüßt?

Kommerzienrath: Ich wollte es — aber sie schienen uns absichtlich zu schneiden.

Kommerzienrathstochter: Sie sollen sich nur nicht so haben.

Backfisch: Ob sie wohl lange bleiben?

Kommerzienrathstochter: Der Koffer war nicht sehr groß.

Kommerzienrath: Das beweist nur, daß sie vernünftig ist, die Toiletten nicht centnerweise mitschleppt — ihr einfaches Kattunkleid ...

Kommerzienräthin: Einfach? — Es ist gewiß von der Schwerner und kostet mehr, als mein gutes schwarzes — die Männer denken immer ....

Kommerzienrathstochter: Aber Mama es ist gleich ein Uhr, Du mußt mir noch die Haare brennen (im Abgehen) so bist Du immer, verplauderst Dich, und ich werde nicht zur Zeit fertig ...

Kommerzienrath (zu den Herren): Machen wir noch ein Skatchen? (Sie spielen.) Sie haben zu reizen, Herr Assessor ...

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Gesellschaftliche Strafpredigten.

Wohlthätige Frauen.

Von

Paul Strom.

„War das nicht Frau Godau, welcher ich soeben in Ihrer Hausthür begegnete?" — „Jawohl. Die arme Frau bedarf ab und zu einer Unterstützung. Selbst krank und mit einem siechen Mann und sechs Kindern kann sie dem Elend allein nicht wehren." — „Meine Liebe, Sie wissen wahrscheinlich nicht, wen Sie so gutmüthig leichtgläubig unterstützen, diese Familie ist jeder Hilfe und jedes Mitleids unwerth." — „Ich habe mich durch den Augenschein überzeugt, daß sie an Allem Mangel leidet. Das genügt mir, mich ihrer anzunehmen." — „Bedenken Sie doch, die Kinder werden trotz wiederholter Aufforderung weder zur Schule noch zur Kirche geschickt. Unerhört! Nicht wahr?" — „Weil die Aeltesten in einer Fabrik arbeiten müssen, und die Kleinen buchstäblich in Lumpen sind. Es ist ein schreckliches Elend; die ganze Familie ist in eine Kammer zusammengepfercht." — „Ja, denn sie hat ihr Zimmer an Personen vermiethet, die ein Schandfleck für die menschliche Gesellschaft sind. Man hat sie wiederholt von Seiten unseres Vereins aufgefordert, diesen Miethern zu kündigen, sich bei der Vorsitzenden zu entschuldigen und uns das Versprechen zu geben, einen besseren Lebenswandel zu führen. So lange dies nicht geschehen ist, müßte sich eigentlich jede Hand von ihnen abziehen." — „Der kärgliche Gewinn, den sie von diesen Miethern ziehen, ist ihnen zur Existenz nothwendig. Wird Ihr Verein sich verpflichten, ihnen andere Miether zu schaffen, wenn sie den jetzigen kündigen?" — „Das ist nicht Sache des Vereins. Wir halten kein Miethsbüreau, außerdem würde ein anständiger Mensch schwerlich in diese Spelunke einziehen." — „Ah, sehen Sie? Wird der Verein ihnen dann wenigstens hinreichend Arbeit geben, damit sie ihr Brot auf gute Manier verdienen?" — „Wir sind nicht in der Lage, Arbeit geben zu können. Da müßten sie sich an einen anderen Verein wenden und ihre Atteste einreichen." — „Und inzwischen können sie verhungern. Die Besserungsbestrebungen sind ja recht schön und gut, aber in erster Linie kommt doch die nackte reale Existenz in Betracht, und die einfache Menschlichkeit gebietet da einzuspringen und sofort aus eigenen Mitteln zu helfen, wo uns das Elend unmittelbar entgegentritt."

Ich war Zeuge des eben angeführten Gesprächs zwischen einer von mir hochgeschätzten Hausgenossin und einer ihrer Bekannten. Meine Freundin hatte sich bis jetzt der Vereinsmanie der heutigen Zeit fremd gegenüber gestellt und hielt sich auch von dem stürmischen Wohlthätigkeitskarneval fern. Sie tanzte und soupirte weder für die Armen, noch suchte sie mit unweiblicher Zudringlichkeit Verloosungs- und Bazargegenstände an den Mann zu bringen. Wohl aber hatte sie für Alle, die sich in wirklicher Noth befanden, thatkräftige Hülfe und ein freundliches, ermahnendes Wort. Ihr genügte es, zu wissen, daß Jemand im Elend war, um ihre Theilnahme zu erwecken; sie verlangte nicht Schablonenmusterarme und trachtete nicht danach, in Vereinen das Wort zu führen.

Giebt es denn wirklich Menschen, denen die Frauen Bewunderung einflößen, welche mit Fanatismus und Leib und Seele in der Vereinsthätigkeit aufgehen und aus der Wohlthätigkeit ein Gewerbe machen?

Ueberall schießen jetzt die Vereine wie Pilze aus der Erde, nicht nur in Damenkreisen. Nächst England giebt es wohl kaum einen fruchtbareren Boden für diese Blüthen modernen Lebens als in Deutschland, denn wir Deutschen neigen in unserer schwerfälligen Art ganz besonders dazu, Alles in eine breitspurige Form zu bringen und mit Feierlichkeit und Wichtigkeit zu umkleiden. Je nun, ein Jeder will doch auch einmal von sich reden machen, sei es auch nur in einem armseligen Lokalblättchen.

Es giebt Frauen, welche vier bis fünf verschiedenen Komitees als Mitglieder angehören, verheirathete Frauen, die Mann und Kinder daheim haben. Doch:

„Was scheert mich Mann,
Was scheert mich Kind,
Ich trage weit besseres Verlangen."

Es gilt ja, der Welt zu zeigen, daß es noch leistungsfähige, gesinnungstüchtige Frauen giebt, die bereit sind, die eigene Häuslichkeit dem öffentlichen Wohl zu opfern, Frauen, welche Meisterinnen in der Kunst sind, von den unglücklichen Opfern der Höflichkeit, die in ihre Hände fallen, ohne Ansehen der Person Gelder zu erpressen und sie der Vereinskasse zuzuführen, und ihren Namen mit einem Glorienschein zu umgeben; welche über dem Eifer, mit dem sie die Listen und Rechnungen des Vereins führen, die eigenen Wirthschaftsbücher hintansetzen.

Sie glauben ohne Zweifel, les petites entrées beim lieben Gott zu haben, und es macht sich hübsch, wenn ihre Namen in der Zeitung bei allen Sammellisten obenan stehen, und von dem Nimbus unerreichbarer Vortrefflichkeit umgeben sind. Wie wäre es möglich, daß daneben noch etwas so Geringfügiges, wie die Erziehung und Ueberwachung der eigenen Kinder in Betracht kommen könnte! Dafür hat man ja eben Bonnen und Erzieherinnen. Wie dürfte der Mann es wagen, Anspruch an die Gesellschaft seiner Frau zu erheben, welche so viel wichtigere Pflichten hat.

Wir sind gewiß nicht blind für mancherlei Gutes, das der Vereinsthätigkeit entspringt, und halten es für durchaus richtig und gut, daß Frauen, welche keine eigene Häuslichkeit haben, sich auf diese Weise einen Beruf schaffen, aber es beschleicht uns doch zuweilen der sündhafte Gedanke, daß die Sache nicht ganz vom richtigen Gesichtspunkt betrachtet wird, und wir sind der Meinung, daß die Wohlthätigkeit kein öffentliches Schauspiel sein sollte, das sich breit macht und zur Unterhaltung und Reklame dient, sondern ein stilles anspruchsloses Wirken, das der Armuth unparteiisch und nicht nach Gunst zu Gute kommt.

Nicht wer der Hilfe werth ist, sondern wer der Hilfe bedarf, werde berücksichtigt. Freilich ist es angenehmer, eine kleine Kompagnie von wohlgedrillten Musterarmen stellen zu können und mit ihnen seine Lieblings-Evolutionen auszuführen, und es ist höchst ärgerlich, wenn man auf ein Elend stößt, das durch jahrelanges Ertragen hart und stumpf geworden ist und sich nicht in die verlangte Form fügen will, in dessen bodenlosen Schooß jede Gabe wie ein Tropfen auf einen heißen Stein fällt, und das statt der diktatorisch geforderten Dankbarkeit nur Bitterkeit zurückgiebt. Da wendet man sich ungeduldig und streng verurtheilend von dem hoffnungslosen Fall ab. „Sie mögen sich der Hilfe erst werth erweisen, dann wird man ihnen helfen, eher nicht", heißt es dann. Es ist nur überraschend, daß man diese Unduldsamkeit oft bei denjenigen Frauen findet, welche durch ihre Stellung und Richtung das Beispiel der Duldung und Nächstenliebe geben sollten. Sie mögen sich der Worte von Jean Paul erinnern:

„Die letzte und beste Frucht, die spät in einer immer warmen Seele zeitigt, ist Weichheit gegen den Harten, Toleranz gegen den Intoleranten und Menschenfreundschaft gegen den Menschenfeind."

Das Naturmaß.

Von M. Wilhelm Meyer.

Vor acht Tagen haben wir in dem Aufsatz „Ein Meter" auf die Bestrebungen hingewiesen, um eine Längeneinheit zu finden, die immer wieder rekonstruirbar sei, wenn sie auch einmal im Strom der Völkergeschichte verloren ginge. Die bloße schriftliche Ueberlieferung sollte genügen, um die Längeneinheit wiederherzustellen. Zu diesem Behufe mußte sie von unverrückbaren Maßen der Natur abgenommen werden.

Daß solche Vorsicht nöthig ist, mag aus zwei Thatsachen einleuchten. Im Jahre 827 befahl der Kalif Al-Mamoun, die Dimensionen der Erde auszumessen, und alsbald gingen die beiden arabischen Astronomen Chalid ben Abulmelik und Ali ben Isa an die schwierige Aufgabe. Auf der Ebene Sinjar, die bei Bagdad gegen das Rothe Meer abfällt, bestimmten sie zunächst zwei Punkte in süd-nördlicher Richtung, von denen aus gesehen die Sonne bei ihrem höchsten Stande genau um einen Grad verschieden hoch stand, und maßen die wirkliche Entfernung beider Punkte durch wiederholte und offenbar sehr sorgfältig ausgeführte Operationen in Vielfachen ihrer arabischen Meile aus. Diese Methode führte offenbar zur Kenntniß des Erdumfangs, deren genaue Kugelgestalt vorausgesetzt. Denn die Verschiedenheit der Mittagshöhe der Sonne mußte offenbar das Bogenstück des Erdumfanges abspiegeln, welches man zwischen Aequator und Pol dabei fortgeschritten war. Um die Zeit der Nachtgleichen zum Beispiel steht die Sonne gerade über unseren Häuptern, und wir sind also vollkommen schattenlos, wenn wir uns auf dem Aequator befinden. Um die gleiche Zeit wird die Sonne vom Pol aus gesehen gerade im Horizonte stehen und längs desselben ihre tägliche Reise weiterführen, ohne weder aufnoch unterzugehen. Zwischen Aequator und Pol aber liegen 90 Breitengrade, oder der vierte Theil des Erdumfanges, und die Sonne hat bei einer gleichen Ortsveränderung ihren scheinbaren Ort um das gleiche Bogenstück verändert, indem sie vom Zenith bis zum Horizont herabsank, also den vierten Theil des ganzen Himmelsumfangs bemaß. Indem die arabischen Astronomen nun zwei Orte bestimmten, von welchen aus die Sonne genau um einen Grad verschieden hoch stand, so war diese Strecke offenbar gleich dem 360sten Theile des ganzen Erdumfangs. Diesen Theil maßen sie nun in Maßeinheiten aus, welche ihnen geläufig waren, und wußten also dadurch die Größe der Erde in diesen ausgedrückt, sich anschaulich zu machen. Die Methode war eine mathematisch vollkommen klar erfaßte und richtige und unsere heutigen Gradausmessungen beruhen auf keinem anderen Prinzip, wenngleich wir heute seine Realisirung mit ganz anderen Mitteln angreifen. Die arabischen Astronomen fanden nun, daß dieser 360ste Theil des Erdumfanges gleich 56⅔ arabischen Meilen sei. Für uns wäre es nun jedenfalls sehr interessant, wenn wir dieses Resultat einer ersten sorgfältig und zielbewußt ausgeführten Gradmessung mit unseren heutigen Kenntnissen vom Umfange der Erde zu vergleichen im Stande wären. Leider aber fehlt uns ein sicherer Anhalt über die wahre Länge einer arabischen Meile. Es heißt, daß sie gleich 4000 Ellenbogenlängen, eine solche gleich acht Fäusten, eine Faust gleich vier Fingern, ein Finger gleich sechs Gerstenkörnern, und ein Gerstenkorn gleich sechs Maulselhaaren sei. Aus diesen Angaben können wir höchstens entnehmen, daß der ganze Erdumfang nach der Meinung jener Araber etwa gleich 2600 Millionen Fingerdicken sei. Wenn wir nun annehmen, daß die im Allgemeinen etwas schmächtige und knochige Race der Araber auch schon damals ziemlich dünne Finger besaß, so kommt man zu dem Schlusse, daß die damalige Erdausmessung für einen ersten Versuch, die große Aufgabe zu erledigen, erstaunlich gut ausfiel. Ich habe nämlich, um die arabische Erdmessung zu prüfen, meinerseits Untersuchungen über die Fingerdicke unter meinen Bekannten angestellt und gefunden, daß dieselben zwischen 16 und 24 Millimeter schwanken. Nach unserem besten Wissen aber ist der Erdumfang gleich 2500 Millionen Fingerdicken à 16 Millimeter. Wie weg jedoch immerhin diese Rückschlüsse sind, sieht man wohl ein.

Das ist die eine historische Thatsache, welche die Wünschbarkeit eines unzweideutigen Naturmaßes illustriren sollte. Die zweite ist die, daß die Männer der französischen Kommune von 1870 — vor anderthalb Dezennien, nicht etwa Jahrtausenden — Bibliotheken verbrannt haben und himmelaufragende Monumente des Ruhmes ihrer eigenen Nation umstürzen konnten. Solchen modernen Vandalen werden gewiß auch bestverwahrte Urmaße nicht heilig sein. Man thut also wohl, dieses Urmaß so groß zu machen, wie die ganze Erde, damit sie es nicht zertrümmern können.

Aber dem Menschen ist es nun einmal nicht vergönnt, die Natur genau zu erkennen, und deshalb muß auch ein durch die Natur gegebenes Maß immer etwas an sich Unbestimmtes, eine unbekannte und niemals genau zu erkennende Größe bleiben. Wir werden eben nie etwas Absolutes erfassen; da also die absolut genaue Größe der Erde ewig zu den unbekannten Dingen gehören wird, so mußte uns auch die eigentliche Größe des Meters, den wir doch täglich gebrauchen, trotzdem unbekannt bleiben, wenn man bei seiner ursprünglichen Definition als der zehnmillionste Theil eines Meridianquadranten der Erde stehen bleiben wollte. Nach jeder neuen Erdausmessung hätte auch die Länge des Meters

---

kleinen Gepäck belud, „zu Hause finden Sie den Herrn ja auch nicht. Immer wenn es dunkel wird und nachdem er kaum ein paar Bissen gegessen hat, geht er fort und kommt nie vor Mitternacht, meist aber viel später nach Hause. Wir dürfen nie aufbleiben, ihn zu erwarten, und dann schläft er bis an den hellen Tag, ist aber sonst sehr aufgeräumt, und wenn ich mir herausnehme, ihm einmal ins Gewissen zu reden, daß er nicht eine so unsinnige Lebensart einreißen lassen soll, die Nacht sei zum Schlafen gemacht und studiren könne er über Tag mehr als genug — Margret, sagt er da, machen Sie sich keine Gedanken darum und verklagen mich ja nicht etwa bei der Frau. Ich habe eine Arbeit vor, mit dem Doktor Berndt gemeinschaftlich. Dem lassen über Tag seine Anwaltsgeschäfte keine freie Zeit Da müssen wir wohl die Nacht zu Hilfe nehmen. — Und dabei sieht er ganz munter aus, der Herr Professor, und war auch immer gesund und guter Laune, sonst hätt' ich der Frau doch am Ende ein Wörtchen davon gesteckt, weil es mich zuerst geängstigt hat und mir unnatürlich vorkam. Aber die Frau weiß gewiß vom Herrn selbst, wie er's jetzt sich eingerichtet hat."

Gina war auf der dunklen Treppe stehen geblieben, sich an das Geländer anklammernd, da ein Schwindel sie umzuwerfen drohte. Eine furchtbare Ahnung, nein, eine tödtliche Gewißheit stand plötzlich vor ihrer Seele, das Einzige, was wunderbarer Weise ihr nie in die Gedanken gekommen war — wie hätte sie dem Manne, den sie ihres Besitzes gewürdigt hatte, mit einem so niedrigen Verdacht beleidigen können! — Und doch, jene Nachmittagsstunde, wo sie ihn in vertraulichen Geplauder mit jenem niederen Geschöpf gefunden hatte, — seine deutlich erkennbare Befangenheit — sein Bemühen, die entlarvte Sünderin zu vertheidigen — und oh! hatte er es nicht ohne Scheu bekannt, was ihn der Unterschied zwischen heiliger und profaner Liebe bedeute? Und sein rasches Einwilligen in ihre Abreise — seine kaltsinnigen Briefe — Alles, Alles — — —

Sie hätte aufschreien mögen vor tödtlich verletztem Stolz, als sie mit blitzartigem Hellsehen plötzlich diese lange Kette von Beweisen des schmählichsten Verraths durchlief. Aber da stand die arglose alte Vertraute hinter ihr, die nie, nie erfahren durfte, wie furchtbar an ihrer Frauenehre und -Würde gesündigt worden war. Dies Eine mußte gerettet werden, um jeden Preis.

„Allerdings," sagte sie, jedes Wort sich schwer abringend, „er hat mir geschrieben, daß er mit Doktor Berndt zu arbeiten hat, daß sie die Nächte zu Hilfe nehmen müssen. Ich konnte Nichts dagegen thun aus der Ferne, du begreifst das, Margret. Aber es darf nicht zu lange dauern, es hat die längste Zeit gewährt, und darum — darum bin ich rascher, als ich vor hatte, zurückgekehrt — und will ein Ende machen!"

Den seltsam harten Ton ihrer letzten Worte überhörte die Alte, die in ihrer Bestürzung nicht wußte, was sie zuerst angreifen sollte, um es der Herrin trotz der Ueberraschung zu Hause wieder bequem zu machen. Das zweite Mädchen sei ausgegangen, doch werde es bald wiederkommen. Inzwischen, wenn die Frau etwas zu essen wünsche, es sei gleich bereitet, und auch das Bett, das noch nicht überzogen sei — sie wolle gleich den Schlüssel zum Leinenschrank holen —

„Laß!" erwiderte Gina, indem sie mit übereinandergeschlagenen Armen, Hut und Mantel noch nicht abgelegt, in ihrem Musenzimmerchen über den weichen Teppich schritt. „Ich esse heute Nichts mehr. Auch im Schlafzimmer — ich werde diese Nacht wohl hier auf dem Sopha zubringen. Die Kur hat mich so angegriffen, und da ich allein schlief, hab' ich mich verwöhnt, so daß der geringste Laut neben mir mich weckt. Der Arzt will, daß ich vor Allem wieder schlafen lernen soll. Zu dem Zweck werden wir morgen eine andere Einrichtung treffen — bis Alles wieder im Geleise ist. Geh', Margret, laß mich allein!"

Sie rief die bekümmerte Alte nach einiger Zeit wieder zu sich herein. „Es ist oft zwei, drei Uhr geworden," sagte sie, „bis der Herr nach Hause kam?" — „Ja," antwortete die Magd, „ich höre ihn jedes Mal, ich habe einen leisen Schlaf. Er ging dann auf den Zehen die Treppe hinauf, um uns nicht zu stören, die Frau weiß ja, wie gut er ist. Aber ich hörte ihn doch, und manchmal sang er so vor sich hin, daß ich noch dachte: so ein gelehrter Herr und gar nicht grämlich und überstudirt!"

„Es ist gut," versetzte Gina. „Du gehst auch heute zu der gewöhnlichen Zeit zu Bett, auch die Lisbeth will ich heute nicht mehr sehen. Ich — ich habe auf der Fahrt ein paar Stunden geschlafen, ich will aufbleiben, bis mein Mann nach Hause kommt."

* * *

Dann saß sie Stunde um Stunde auf demselben Fleck im Sopha unter dem Bilde und überdachte ihr Schicksal, ohne daß eine Regung der Selbstanklage in ihr aufgedämmert wäre. Sie war sich die unseligste, verkanntste, mißhandelste Frau, ein Ziel und Opfer des unerhörtesten Undanks. Fast artete das Mitleiden, das sie mit sich selbst fühlte, je länger es währte, je schmeichelnder in eine Art von tragischer Rührung aus und sie verklärte ihr Bildniß, wie es ihr in der stummen Nacht vor der letzten Entscheidung vorkam, zur Heldin eines erschütternden Trauerspiels, bei dessen Erleben ein künstlerischer Genuß die Schauer von Furcht und Mitleid adelt und beschwichtigt. Daß sie ihn nun so tief unter sich erblickte, der sie nie nach ihrem vollen Werth begriffen, und sich selbst in der ganzen Erhabenheit einer schuldlos Verletzten, war ihr bei allem Bitteren dieser Stunden eine Art Ersatz für das verlorene Glück. Wenn eine weichere Stimme in ihr laut werden wollte, sie an alles Liebenswürdige zu erinnern, was an dem Treulosen ihr vor Zeiten das Herz bewegt hatte, brachte sie diese Mahnung zum Schweigen, als eine Versuchung zu unwürdiger Schwäche. Als die Mitternacht vorüber war und sie noch immer allein, ging ein finsterer Schatten über ihre Stirn. Da griff sie nach einem italienischen Exemplar des Dante, das immer auf ihrem Schreibtische lag, und gewann es über sich, ein paar Gesänge der „Hölle" zu lesen, die sie fast auswendig wußte. Es schien als suche sie darin nach einer Buße, die hart genug sei für das, was man ihr angethan.

Ein Uhr — zwei Uhr — da erklang die Hausthür und der Schritt des Heimkehrenden auf der Treppe. Wie er sich näherte, hörte sie deutlich, daß er vor sich hin sang, so leichten fröhlichen

geändert werden müssen, weil erfahrungsmäßig das Resultat einer wiederholten Messung nie ganz genau mit der vorhergehenden übereinstimmt. In der That ist auch in erster Zeit die Länge des Meters verschiedentlich geändert worden. Als die Wahl dieser Einheit zuerst durch Laplace und andere hervorragende Franzosen vorgeschlagen wurde, dachte jener offenbar in erster Linie daran, durch dieselbe die Nothwendigkeit einer neuen Erdausmessung, auch kurz Gradmessung genannt, nahe zu legen. Wirklich wurden bereits im Jahre 1791 französische Geometer mit der Aufgabe beauftragt, die indeß beinahe zehn Jahre regster Arbeit in Anspruch nahm. Aber die Revolutionsmänner wollten ihre Idee durchaus früher verwirklicht sehen und nahmen kurz entschlossen im Jahre 1795 die Länge des Meters gleich 443,443 Linien der alten französischen Toise du Péron an, welche dem früheren Maßsystem zu Grunde lag. Später stellte sich indeß dieser Werth als entschieden zu groß heraus, so daß er 1799 auf 443,296 Linien festgesetzt wurde, welche Länge als die normale des internationalen Meters durchweg acceptirt wurde, obgleich wir heute wissen, daß auch sie der alten Definition des Meters nicht genau entspricht. Nach den bis jetzt allgemein als die genauesten anerkannten Untersuchungen von Bessel über die Dimensionen der Erde aus allen bis zu seiner Zeit ausgeführten Gradmessungen folgt, daß der Meridianquadrant 10,000,856 jener Meter der internationalen Konvention enthält. Ein solcher Meter ist also nach unserem heutigen besten Wissen um nahezu ein zehntel Millimeter kleiner, als der natürliche oder absolute Meter sein sollte. Gegenwärtig aber haben sich die Geodäten von ganz Europa vereinigt, um gemeinsam eine neue Gradmessung im größesten Stile durchzuführen. Schon ein Jahrzehnt arbeiten sie an der gewaltigen Aufgabe, den Erdglobus zu umspannen, und bereits geht sie ihrem Ziele entgegen. Bei ihrer Lösung wird ohne Zweifel die Länge des absoluten Meters aufs Neue geändert werden müssen.

Aber der Conventionsmeter wird von diesen und folgenden Resultaten der Wissenschaft nicht mehr beeinflußt werden. Seine Eigenschaft als sogenanntes Naturmaß hat er sich ebensowenig bewahren können, als eben der Fuß und die Elle, welche ja auch von der Natur abgelesene Längen sind, vor denen der absolute Meter am Ende weiter nichts als die viel geringeren Grenzen, zwischen welchen der Unterschied seiner wahren mit der angenommenen Länge schwanken kann, voraus hat. Das Prototyp des Meters, welcher heute von aller Welt benutzt wird, liegt, aus Platin gegossen, in den Archiven der internationalen Maß- und Gewichtskommission in Paris verwahrt. Auch dieses nunmehr wieder durchaus konventionelle Urmaß kann vernichtet werden oder durch den nagenden Zahn der Zeit von seiner ursprünglichen Länge etwas verlieren. Denn nichts ist beständig. Die Metalle, auch die edelsten, verdampfen, wenn auch in höchst geringem Maße, bei der gewöhnlichen Lufttemperatur. Eisen hat bekanntlich einen sehr merklichen Geruch, wodurch aufs Klarste gezeigt ist, daß beständig so viel Partikel von einem Stücke Eisen nach allen Seiten in die Luft gelangen, daß ihr Reiz auf die Schleimhäute unserer Nase deutlich empfunden wird. Andererseits wird jedes Metall diesem Verluste durch Oxidation einen Ersatz entgegenstellen, indem es sein Volum und seine Masse durch Aufnahme von Sauerstoff vergrößert. Dem könnte vorgebeugt werden, indem man das Urmaß in einem luftleeren Raum aufbewahrt, in diesem aber wird wiederum die Ausdünstung viel größer sein, als in gewöhnlicher Luft. Kurz, wir werden auch diese konventionelle Länge des Meters nicht für alle Zeiten mit absoluter Genauigkeit aufbewahren können. Aber die Unsicherheit, welche jemals über diese Länge entstehen könnte, wird eben durch die Definition des absoluten Meters, dem der konventionelle nahe kommt, auf eine verhältnißmäßig geringe Größe reduzirt und alle Errungenschaften unserer messenden Wissenschaften sind dadurch wenigstens innerhalb der Fehler, welche ihnen wegen unserer menschlichen Unvollkommenheiten ewig anhaften werden, so lange unzweideutig aufbewahrt, als ihre Tradition durch das Schriftthum sich fortpflanzt; die Prototypen der Urmaße dürfen indessen längst verloren gegangen sein.

Alle diese Betrachtungen gemahnen uns recht eindringlich an unsere Unvollkommenheit und die Unbeständigkeit aller Dinge in der Welt. Ueberall schwanken die Verhältnisse hin und her um ein unbekanntes Centrum. Wir haben soeben gesehen, wie auch das sorgfältigst aufbewahrte Längenmaß seinen Werth allmälig verändern muß. Dabei haben wir von den beständigen sehr bedeutenden Schwankungen durch die Einflüsse der ausdehnenden Wärme noch gar nicht gesprochen. Man glaubte dieselben genau zu kennen, aber man irrt sich auch darin. Man wird nicht immer sicher sein können, daß derselbe Theil der hunderttheiligen Temperaturscala, die zwischen dem Gefrier- und Siedepunkte des Wassers eingeschlossen ist, derselben absoluten Temperatur entspricht. Denn jene Scala hat nur immer dieselbe Länge bei einem Luftdruck gleich dem unserer gegenwärtigen Atmosphäre. Unter anderem Drucke siedet das Wasser bei einer anderen Temperatur. Unsere Luft wird aber von den Steinen und den Organismen beständig aufgesogen und in bleibend festen Zustand überführt. Wollen wir also mit jener Pedanterie vorgehen, der sich die Herren von der Maß- und Gewichtskommission befleißigen, so müssen wir auch hier wieder fühlen, wie uns jener feste Punkt unter den Füßen schwindet, von wo aus wir die Erde aus ihren Angeln heben wollten, wo eben das Absolute, das ewig Unerreichbare liegt. Würden wir nun aber mißmuthig zur Erde zurückkehren wollen, um uns an sie als letztes unwandelbares Urmaß fest anzuklammern, so werden wir bald wieder ebenso hilflos dastehen. Auch die Erde wird ja, wie unser Urmeter in Paris, von der Temperatur beeinflußt, welche sie in sich hegt, oder von welcher sie im weiten Weltraume umgeben wird. Beide Temperaturen sind unserer Messung unzugänglich. Auch die Größe der Erde wird also schwanken und zwar noch aus vielen anderen Gründen. Ihre höheren Schichten drücken beständig auf die unteren und pressen die große Kugel weiter und weiter zusammen. Andererseits fallen Meteore, Sternschnuppen, Staubwolken vom Himmel zu uns herab und legen neue Erdschichten über die alten. Durch die schwankende Größe der Erde wird also auch die Länge jenes Meters, welchen wir den absoluten nannten, eine schwankende sein.

Wollen wir nun aber jemals etwas über diese höchst wichtige Frage von den etwaigen Veränderungen der Größe unseres Weltkörpers in kommenden Jahrtausenden ermitteln, so müssen wir zunächst darauf bedacht sein, daß jenes Urmaß, mit welchem wir heute die Größe der Erde ausgemessen haben, in möglichst unveränderter Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werde. Daher erklärt sich eben diese äußerste Pedanterie, mit welcher die Prototypen bewahrt werden. Es sind Kleinodien der Wissenschaft von unendlichem Werthe, mit deren körperlichen Zerstörung zugleich eine imposante Errungenschaft des Geistes unwiederbringlich zu Grunde gehen müßte.

Die Räuber.

Von **Julius Weil.**

Als Tante Karoline eines Tages die Absicht aussprach, in die „Räuber" zu gehen, glaubte die ganze Familie, der Himmel müsse einstürzen! Seit zehn Jahren hatte Tante Karoline kein Theater mehr besucht; sie behauptete, die Hitze verursache ihr Ohnmachten, und sie bekomme ihre Migräne, wenn sie nur die vielen Menschen sehe. Auf diese Weise war der gewaltige Aufschwung, den die dramatische Literatur bekanntlich in den letzten zehn Jahren genommen hat, spurlos an ihr vorübergegangen, und die Wiedergeburt der nationalen Schauspielkunst, welche wir, wie uns aus gut unterrichteten Kreisen mitgetheilt wird, den Meiningern verdanken, auch diese hatte sich hinter ihrem Rücken vollzogen. Nun auf einmal wollte sie zu den Meiningern, wollte sie sogar in die „Räuber" gehen! Hätte sich Jemand aus der Familie erlaubt, ihr einen ähnlichen Vorschlag zu machen, sie hätte ihn einfach enterbt. Mehr sage ich nicht.

Aber das Unglaubliche geschah: Tante Karoline erklärte, sie werde am nächsten Dienstag in die „Räuber" gehen! Guter Gott, was mochte nur dahinter stecken? Die Tante hatte ihre Launen, offen gesagt: sie tyrannisirte ein wenig die Familie, aber sie war eine kluge Frau, die sehr wohl wußte, was sie that. Was konnte sie bestimmen, plötzlich nach zehnjähriger Karenzzeit theatersüchtig zu werden und ein Gelüste auf die „Räuber" zu bekommen? Sie behauptete zwar, sie sehne sich auch einmal nach einer Zerstreuung und habe gerade von dieser Aufführung so viel Gutes gehört; aber wem wollte sie das weis machen? Alle zerbrachen sich den Kopf darüber, ohne jedoch gescheidter zu werden. Endlich kam Jemand auf einen entsetzlichen Gedenken! „Kinder", sagte er mit Grabesstimme, „macht Euch auf das Schlimmste gefaßt!" Die Familie schauderte. „Um Himmelswillen", was ist denn los? „Erinnert Ihr Euch der alten Stadträthin Koller?" fuhr der Jemand fort. „Das war noch eine ärgere Theaterfeindin als Tante Karoline; bei Lebzeiten ihres Mannes hat sie nie ein Mensch an irgend einem Vergnügungsorte gesehen. Plötzlich, als der Mann gestorben war, fing sie an, Theater und Konzerte zu besuchen und die Leute dachten, ihr Mann wäre das Karnickel gewesen, und sie wollte sich jetzt schadlos halten. Aber es stellte sich bald heraus, die gute Stadträthin war — geisteskrank!"

„Geisteskrank!" schrie die Familie, und die weiblichen Mitglieder hielten sich entsetzt die Hände vor die Augen, als sähen sie bereits die gute Tante Karoline in totaler Geistesabwesenheit vor sich.

Von nun an wurde Tante Karoline von ihrer Umgebung mit ängstlicher Scheu beobachtet. Man ließ sie keinen Augenblick allein, und Alle beflissen sich, jede Aufregung von ihr abzuwehren und sie bei guter Laune zu erhalten; denn einen Gemüthskranken darf man um Alles in der Welt nicht reizen! Es war ein Glück, daß der Gegenstand dieser zarten Aufmerksamkeit nichts davon merkte, es hätte schöne Szenen gegeben, und wer weiß, wozu es gekommen wäre, wenn die Familie diese Szenen wiederum als Symptome fortschreitender Verrücktheit angesehen hätte? Es hätte schauderhaft enden können!

Einzig vergnügt über den sonderbaren Entschluß der Tante Karoline war Cousine Ida; denn dieses allerliebste junge Dämchen war es, welches sich die Tante, da sie doch nicht allein gehen konnte, zur Begleitung ausersehen hatte. Zwar wäre Cousine Ida lieber in ein anderes Stück gegangen, z. B. in die gruselige „Ahnfrau", aber sie war nicht so blasirt; Meininger sind Meininger, und ins Theater ging sie für ihr Leben gern. So kam denn der denkwürdige Dienstag heran, und richtig, Tante Karoline ging mit ihrer Begleiterin in die Räuber, ohne daß die Geisteskrankheit bei ihr zum Ausbruch gekommen, ja, ohne daß auch nur der Himmel eingestürzt wäre.

Sie hatten zwei hübsche Parketplätze. Neben Cousine Ida saß ein junger Mann — sehr interessant! sagte sich Cousine Ida, nachdem sie ihn mit kurzen, aber scharfen Blicken gemustert hatte —, der, als er sah, daß seine reizende Nachbarin vergeblich nach einem Theaterzettel suchte, ihr galanter Weise den seinigen anbot. Tante Karoline schien dies mißfällig zu bemerken, denn sie äußerte lauter als nöthig war: „Du hättest mich erinnern sollen, einen Zettel zu nehmen, Ida!" Beim Klange ihrer Stimme beugte sich plötzlich eine an der andern Seite des jungen Mannes sitzende ältere Dame vor, sah die Sprecherin über alle Maßen erstaunt an und rief: „Karoline, Du hier?!" Tante Karoline schlug die Hände zusammen. „Gustchen, bist Du's wirklich?" — „Aber Karoline, wie kommst Du ins Theater?" — „Ja, wie kommst Du denn her, Gustchen?" — Sie konnten sich nicht satt fragen, die beiden Freundinnen, sie konnten es Beide nicht fassen, daß sie sich hier an diesem verpönten Orte treffen sollten, sie, die allen Theaterfreuden längst Valet gesagt hatten! Ueber die beiden jungen Leutchen hinweg, die wie ein Paar schüchterne Tauben eng an einander gepreßt dasaßen, tauschten sie in kolossalem Redestrome ihre Verwunderung, ihre wirklich ganz unbändige Freude aus.

Endlich wagte der junge Mann, seine Stimme — eine recht angenehme, männliche Stimme, dachte Cousine Ida bei sich — zu erheben. „Liebe Tante," sagte er zu seiner Nachbarin, welche auf den Namen Gustchen hörte, „liebe Tante," würdest Du es nicht vorziehen, meinen Platz einzunehmen, um bequemer mit der Dame plaudern zu können? — „Ach Gott, entschuldige nur, lieber Gustav!" rief hierauf Tante Gustchen; und zu Tante Karoline gewandt, fuhr sie fort: „Libe Karoline, erlaube, daß ich Dir meinen Neffen, Doktor Stöcklein, vorstelle!" — Sehr erfreut!" sagte Tante Karoline, die Verbeugung des jungen Doktors mit einem zierlichen Knix erwiedernd, und fügte, indem sie auf ihre Begleiterin zeigte und dabei die beiden Andern verbindlich anlächelte, hinzu: „Meine Nichte Ida!" Wieder verbeugte sich der Doktor und Tante Gustchen drückte dem jungen Mädchen die Hand und gab nochmals die Versicherung ab, daß ihre Freude über dieses Zusammentreffen gar keine Grenzen kenne.

Nunmehr mußte der Doktor an Tante Gustchens und Cousine Ida an des ersteren Stelle rücken, damit sich die beiden alten Freundinnen recht von Herzen ausplaudern konnten, woran sie leider durch den Beginn der Vorstellung gehindert wurden. Die jungen Leute aber schienen mit diesem Tausche nicht unzufrieden zu sein. Während ihre respektiven Tanten völlig mit sich beschäftigt waren, vertieften sie sich in ein sehr eingehendes Gespräch, welches sich, aus gewissen verrätherischen Anzeichen zu schließen, nicht lediglich auf die Räuber bezog, und als das Stück zu Ende war, empfanden Beide das lebhafteste Bedauern, daß der geschätzte Autor sich nicht noch zu einem sechsten Akte entschlossen hatte.

Beim Nachhausegehen war Cousine Ida auffallend schweigsam. Auf Tante Karolinens Frage: „Nun, wie hat es Dir gefallen?" antwortete sie hastig: „Ach er ist sehr nett." „Wer?" rief Tante Karoline in strengem Tone. — „Ich meine — den — Karl Moor — —" stotterte das Cousinchen erschrocken. Es war ein Glück, daß Tante Karoline nicht ihr purpurn gefärbtes Gesicht sehen konnte. Sonst hätte es eine schöne Strafpredigt abgegeben.

Die Familie befand sich in höchster Spannung, wie die Räuber auf Tante Karoline gewirkt haben würden, und ob sich der schreckliche Verdacht einer Geistes — nein, man darf so etwas gar nicht aussprechen! —

Herzens, wie ein Mensch, der von einem Freudenfest kommt. Ihr wich das letzte Blut aus den Wangen, doch hielt sie den Blick fest auf die Zeilen des Buches gespannt, und hob ihn auch nicht, als jetzt die Thür sich öffnete und der Schuldbeladene auf der Schwelle erschien.

„Gina! Du schon zurück!" hörte sie ihn rufen. Da erst hob sie langsam die Augen und ließ sie mit einem Ausdruck eisiger Verachtung auf seinen entsetzten Zügen ruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Inserat-Studien.

Von **D. Duncker.**

II.

> Die öffentliche Versteigerung des künstlerischen Nachlasses des Professor X. X., findet am 12. dieses, von 9 Uhr ab, in dem Atelier des Meisters, G—straße 7 statt. Pm., k. Auktions-Kommissarius.

Der echte, fahle Morgenschein eines trüben Dezembertages fiel in den engen Hofraum eines fünfstöckigen Vorstadthauses.

An einem der niedrigen Mansardenfenster des Häuserkolosses stand ein kleiner Knabe und trommelte ungeduldig gegen die angelaufene Scheibe. Dann wandte er sich nach dem engen Zimmer zurück und sagte in trotzig-weinerlichem Tone: „Mich hungert, Gerhard, giebst Du uns noch immer nichts zu essen?"

Der Angeredete, ein hagerer, langaufgeschossener Bursche von etwa fünfzehn Jahren, unterdrückte mühsam den Seufzer, der seine schmale Brust hob.

„Du mußt ein wenig Geduld haben, Karl, Du siehst, die Kleinen sind noch nicht fertig angezogen."

Der Knabe warf die Lippe auf und wandte sich wieder dem Fenster zu, während Gerhard am Boden knieend, mit klammen, ungeschickten Fingern bemüht war, zwei kleinen schlaftrunkenen Mädchen die dürftigen Kleidungsstücke anzulegen.

Die Einrichtung des niederen, von einer dumpfkalten Luft erfüllten Zimmers bestand aus einer großen und einer kleinen mit Strohsäcken gefüllten Bettstatt, einem roh gezimmerten Tisch und vier Stühlen. In einem kleinen Verschlage nebenbei wurden die wenigen Geräthschaften für die Mahlzeiten aufbewahrt. Dort lag auch in einer alten umgestülpten Holzkiste Gerhards kostbarstes Eigenthum, ein paar Blatt weißes Papier und einige winzige Stückchen zugespitzter Kohle.

Seine Schlafstätte hatte er mit dem Vater gemeinsam in dem größeren Bett. In dem kleinen schliefen die drei Kinder, die des mangelnden Raumes wegen nicht zwischen ihren Strohsäcken hervorkriechen durften, wenn der Vater „auf Arbeit" ausgegangen war.

Der Anzug der kleinen Mädchen war beendet und Gerhard schickte sich an, das Frühstück zu bereiten.

Aus dem Verschlage nebenan holte er einen Topf mit einem Restchen bläulicher Milch; er goß die vierfache Portion Wasser dazu, schnitt ein Stück altes Brod hinein und erwärmte den Trank nothdürftig über einer kleinen spärlichen Flamme.

Karl hatte aufmerksam jede Bewegung des Bruders verfolgt.

„Warum giebst Du uns heut so wenig Milch und so viel Wasser Gerhard? — Wir bekommen alle Tage weniger Milch und Brod, und nun schon gar keinen Kaffee mehr," und dabei sah er mit dem altklugen Blick darbender Kinder den Bruder so vorwurfsvoll prüfend an, daß Gerhards schmales bleiches Gesicht noch farbloser wurde, und nur unter seinen dunklen Augen zwei tiefrothe Flecke brannten.

„Der Vater hat mir nicht mehr Geld für Euch gegeben," erwiderte er leise.

„Aber Du, bringst Du denn gar kein Geld mehr von Deinem Maler?"

„Der Maler ist todt, das weißt Du ja, Karl," und in Gerhards Stimme zitterten unterdrückte Thränen. Aber der Kleine war unerbittlich.

„Das ist dumm von ihm, daß er todt ist — Du mußt Dir einen andern Maler suchen, dem Du die Pinsel wäschst nnd der Dich abermals —"

Gerhard schüttelte traurig den dunkellockigen Kopf. Und mit der altklugen Weisheit der Kinder, denen jeder Pfennig vorgerechnet wird, der ins Haus hinein und aus demselben herauskommt, fuhr der Kleine fort:

„Der Maler ist doch noch gar nicht so lange todt — Du hast gewiß noch Geld von ihm für uns übrig."

Eine große Angst zuckt bei diesen Worten über Gerhards Züge und mit einer krampfhaften Bewegung faßte er nach der Brust, als gälte es einen Schatz dort zu bewahren. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er hatte keine Antwort auf diese Frage; aber der kleine unbarmherzige Fragesteller selbst überhob ihn derselben, indem er sich auf den Morgentrunk stürzte und ihn heißhungrig verschlang.

Gerhard fütterte die kleinen Mädchen. Für ihn selbst blieben kaum ein paar Tropfen übrig. Er rührt nicht einmal diese an, sondern schob Karl den Topf über den Tisch zurück.

Als er auf die Straße hinaustrat, fühlte er an dem schwankenden Gang und den kreisenden Punkten vor den Augen, daß er während der letzten Tage kaum das Nothdürftigste über die Lippen gebracht. Aber die Luft war frisch und herbe, und ein paar kräftige Athemzüge ersetzten dem, an die härtesten Entbehrungen gewöhnten Knaben für den Augenblick die fehlende Nahrung.

Er hatte einen weiten Weg zu machen. Vom äußersten Osten bis in den fernen Westen der großen Kaiserstadt.

Aber er kannte diesen Weg, Schritt vor Schritt, Stein um Stein.

Drei Monate lang war er täglich um dieselbe Stunde durch den Riesenkörper der Stadt hinausgewandert zu dem großen Maler, der nun, seit wenig Wochen, unter der Erde den letzten Schlaf schlief. — Gerhard hatte viel, Alles, seine Zukunft, vielleicht sein Leben durch diesen plötzlichen Tod verloren. — Dem Maler war der hagere schwarzäugige Bursche, der um knappen Sold Ausläuferdienste that, trotz des Menschenwühls im Mittelpunkte der Stadt aufgefallen; das bleiche, edel geschnittene Gesicht, die ernsten, flammenden Augen, die ebenmäßige, hagere Gestalt, die sich unter allzuschwerer Last beugte, hatten den Wunsch in ihm rege gemacht, einen verschmachtenden Ismael nach ihm zu malen.

Am nächsten Morgen schon war Gerhard bei dem Maler eingetreten, aber er war nicht weit über die Schwelle gekommen. Ein heftiges Zittern hatte ihn beim Anblick der feenhaften Pracht ergriffen, die der weite Raum umschloß. Blühende Blumen, schwere seidene Stoffe, hochstämmige Palmen, kostbare, in schimmernden Farben schillernde Gewänder, goldene Harfen und Lauten, hunderte von Gegenständen in edlen Holzarten, Silber, Kupfer, Elfenbein und Marmor, Bilder an den Wänden und auf Staffeleien füllten in buntem Durcheinander des Malers üppige Arbeitsstätte.

Der Knabe stand wie gebannt. Er hatte niemals Licht und Farbe, Glanz und Schönheit gesehen, und doch war die Sehnsucht danach, bis

bewahrheiten würde. Doch es war absolut nichts Gefährliches zu entdecken. Bis auf eine gewisse Abspannung fühlte sich Tantchen wohler als je, und vom Theater war keine Rede mehr. Dagegen zeigte sich ein neuer Anlaß zur Besorgniß für die zärtliche Familie. Tante Karoline war durch das unverhoffte Zusammentreffen mit ihrer Freundin Gustchen daran erinnert worden, daß sie diese in der letzten Zeit doch eigentlich über Gebühr vernachlässigt habe. Sie wollte dies nur wieder gut machen, indem sie die Freundin häufiger zu sich lud und sie auch ihrerseits zu einem gemüthlichen Kaffee oder einem behaglichen Plauderstündchen besuchte, wobei wiederum Cousine Ida als Begleiterin auftrat. Ja, es begab sich sogar das Unglaubliche — und jetzt erreichte die Angst der Familie ihren Höhepunkt! — Die Tante gab eine solenne Gesellschaft mit Hummermajonnaise, Putenbraten und Kunstgenüssen, auf welcher Tante Gustchen mit ihrem Neffen Doktor Stöcklein als freudig begrüßte Gäste erschienen.

Und just auf dieser Gesellschaft war es, als sich Tante Karoline zum Entsetzen der Familie erhob, ihr Glas schwenkte und ein Hoch ausbrachte auf ein junges Brautpaar, welches sich zwar schon lange im Geheimen angehöre, dessen Verlobung sie eben erst heute vor versammelter Familie proklamiren wolle — nämlich ihre liebe Nichte Ida und Doktor Stöcklein, praktischer Arzt, Wundarzt u. s. w.! Man kann sich die Gesichter der Familie denken, als nach dieser feierlichen Ansprache Cousinchen Ida und Gustchens Neffe erst den Tanten und dann sich selbst in die Armee sanken! Nun erklärte sich freilich Vieles, und die Familie mußte sich beschämt gestehen, daß sie sich mit ihrem schnöden Verdachte grenzenlos blamirt habe; wenngleich die Sache mit den Räubern immer noch ihr Räthselhaftes hatte. Hierüber mußte man sich Klarheit verschaffen; und Tante Karoline wurde daher von allen Seiten umringt und interpellirt: wie sich das eigentlich mit den Räubern verhalte?

„Aber Kinder!“ rief sie lachend. „Wie sollte ich denn die jungen Leutchen miteinander bekannt machen, ohne ihre Unbefangenheit zu zerstören? Sie mußten zufällig an einem neutralen Orte zusammentreffen, und keines durfte vom anderen etwas wissen. Da brachten wir denn das Opfer, Gustchen und ich, und gingen in die Räuber. Ein schauderhaftes Stück — und die gräßliche Hitze! Nie mehr in meinem Leben kriegt mich ein Mensch ins Theater!“

Alle lachten und klatschten Beifall. Nur Cousine Ida that so, als ob sie schmollte, was sie allerliebst kleidete, und sagte: „Aber Tantchen!!“

Die Geheimnisse der schlanken Taille.

Von **G. Ormont.**

Die modernen „Jungbronnen“ für alle fetten Leute, Marienbad, Karlsbad u. s. w., haben in diesem Sommer eine unerwartete, wenig erbauliche Erfahrung gemacht. Gerade die fetten Kurgäste, in des Wortes verwegenster Bedeutung, die sonst jahrein jahraus als gern gesehene Stammgäste wiederkehrten, sind diesmal zum großen Theil ausgeblieben. Badeärzte, Kurdirektoren und Hausbesitzer, die sonst mit Recht auf die bewährte Heilkraft ihrer Bäder und Quellen stolz sein konnten, müssen jetzt gewahren, daß der so wohl begründete Ruf ihres Badeortes auch vergänglich sei — vergänglich wie eine neue Mode. Namentlich dem seit Dezennien als Entfettungsort geheiligten Marienbad ist eine mächtige Konkurrenz entstanden in den neuen Entfettungsmethoden, deren Apostel von Berlin aus wirken. Was sogar das plötzliche Hervorbrechen neuer, mit Mineralien weniger gesättigten Wasserquellen und ihr Eindringen in die Reservoirs der alten, bewährten Heilquellen dem Renommee eines Salzbrunn oder Teplitz nicht anzuthun vermochte, das haben die Entwässerungs-Methoden von Prof. Oertel resp. Schweninger und die Massagekuren nach Zabludowskischem Verfahren Marienbad angethan. „Hie Schweninger, hie Zabludowski!“ lautet jetzt die Devise der Fettleibigen, und schaarenweise pilgern sie jetzt von weither zu den neuesten „Heilsaposteln“ nach Berlin. Gefallen sind die alten, den Kurgästen von Generation zu Generation überkommenen Traditionen, in den seit Jahren eingebürgerten Küchenzettel haben die neuen Strömungen stark Bresche gelegt. Die berühmten Blätterkuchen und all das andere schöne Backwerk bleiben in der Frühstücksstunde nahezu unberührt, die Bade-Restaurateure sind ob der jetzt über das Speise-Regime hereinbrechenden Revolution ganz konfus geworden, denn die Bade-Aerzte müssen jetzt die Diät den Anforderungen der neuen Entfettungsmethode anpassen.

Und all' diese weitreichenden Umwälzungen, denen selbst eine gewisse soziale Bedeutung nicht abzusprechen ist, gehen von einem jungen Manne aus, dem vielgenannten Professor Schweninger. Es dürfte gewiß alle Welt, und ganz besonders die fette Welt interessiren, wie dieser modernste aller Heilkünstler den eisernen Kanzler und seinen Sohn kurirt hat, wie er die zahlreich ihn aufsuchenden Patienten behandelt und von ihrem überflüssigen Fette befreit. Zwar ist es erwiesen, daß er seine ganze Weisheit auf diesem Gebiete Herrn Professor Oertel in München verdankt, der ihn gelegentlich in seine langjährigen diesbezüglichen Untersuchungen einweihte und zuerst den erleuchteten Gedanken hatte, der bei Fettsucht auftretenden Verfettung des Herzmuskels methodisch entgegenzutreten. Zwar sagt die gelehrte Welt, daß Professor Schweninger seine Methode der Entfettung Herrn Professor Oertel „entlehnt“ und diesen um die wohlverdienten Früchte mühseliger Forschung gebracht habe. Allein das Laienpublikum sieht nur den günstigen Erfolg und den eklatanten Beweis ärztlichen Könnens, welchen Professor Schweninger beim Fürsten Bismarck gezeigt hat, und nennt daher seine Methode schlechtweg die „Schweninger-Kur“. Unter diesem Namen ist dieselbe in der ganzen Welt bekannt geworden, hat ihrem Träger Ruhm, Ansehen und Rehabilitation gebracht, ihm ideelle und materielle Vortheile der weitgehendsten Art verschafft, während der eigentliche geistige Urheber der im Großen und Ganzen bereits bewährten Heilmethode leer ausgeht. Professor Oertel hat seine Forschungsresultate der wissenschaftlichen Welt zur Prüfung und Benutzung mitgetheilt — Professor Schweninger hält dagegen beinahe ängstlich die Details seiner Kur vor aller Welt geheim. Um so interessanter und werthvoller, nicht allein für die Fettleibigen, dürften die „Enthüllungen“ sein, welche wir über die Einzelheiten des Schweninger-Regimes zum Theil aus eigener Anschauung und nach Erfahrung bei vielen „Schweninger-Patienten“ zu machen in der Lage sind.

Das Hauptprinzip der Oertelschen resp. Schweningerschen Methode beruht darin, dem Körper möglichst viel Flüssigkeit zu entziehen; dabei geht, wie durch physiologische Versuche von Oertel und Voit nachgewiesen ist, der Zerfall des Fettgewebes und die Aufsaugung desselben rasch vor sich. Zu diesem Zwecke ist die Diät dahin geordnet, daß nicht gleichzeitig flüssige und feste Nahrung genossen werden darf. Als erste allgemeine Regel gilt daher, daß man erst eine Stunde nach dem Genusse fester Speisen trinken darf, wobei das Quantum der Flüssigkeit, wenn nicht streng beschränkt, so doch mäßig bemessen (1 Becher) bleiben muß. Zweite Regel ist, daß man nur möglichst wenig auf einmal essen darf. Bezüglich der Quantität ist der Verdauungszustand des Patienten maßgebend. Hat man es mit Fettsucht ohne Verdauungsstörungen zu thun, so kann die Hauptmahlzeit aus zwei verhältnißmäßig großen Portionen verschiedener Gerichte bestehen. Die Zahl der Mahlzeiten hat Professor Schweninger auf fünf pro Tag festgesetzt. Sind dagegen Verdauungsstörungen vorhanden, so gilt als Regel, alle zwei Stunden Speise zu sich zu nehmen, aber in kleinen Quantitäten und jedes Mal nur ein Gericht. Streng verboten hat Schweninger den Genuß von Bouillon, Kaffee, Thee, Bier, Brod, Kartoffeln, Zucker und Fetten (Butter, fettes Fleisch 2c.). Nur ausnahmsweise wird ein Stückchen gerösteten Brodes, etwa von der Größe eines halben Milchbrödchens, zu den Mahlzeiten zugelassen.

Das übliche Tagesmenu ist nach Schweningers Regime folgendes: Am Morgen ein Beefsteak oder ein paar Eier mit einer Portion rohen Schinken oder kalten Braten; Brod, wie gesagt, gar nicht oder nur wenig und geröstet. Eine Stunde später einen Trunk, etwa einen Becher reinen Wassers oder Selterwasser, zur Hälfte mit Rothwein gemischt. Gegen 12 Uhr eine Portion Rostbeef, Kalbsbraten, Wild oder Beefsteak, und dann Fisch oder Gemüse. Eine Stunde darauf Kompot, nur wenig süß Um 4 oder 5 Uhr wieder eine Portion Fleisch, zum Abendbrod ähnliche Speisen, wie zum Frühstück, und zur Nacht ein paar Apfelsinen oder Aepfel. Gestattet ist der Genuß von Gefrorenem mit der bereits angegebenen Beschränkung wie beim Trinken: eine Stunde vor oder nach einer Mahlzeit.

Handelt es sich nur um Verfettung ohne Organstörungen, so kann sich der Patient fast satt essen bei den Mahlzeiten dadurch, daß er größere oder doppelte Portionen zu sich nimmt. Dagegen ist bei den von Verdauungsstörungen begleiteten Fällen nur eine mittelgroße resp. kleine Portion gestattet, jedoch haben die Mahlzeiten dafür alle zwei Stunden stattzufinden.

Hand in Hand mit dieser strengen Diät gehen die körperlichen Bewegungen. Professor Schweninger läßt seine Patienten systematisch täglich Holz hacken oder viel Treppen, noch besser Berge steigen, und zwar bis zu so schnellem Tempo, daß sich Athemnoth einstellt. Zweck dieser sonderbaren Maßregel ist, auf die Entfettung des bei Fettleibigen gewöhnlich verfetteten Herzens durch das Anhalten desselben zu schnellerer und stärkerer Arbeit (Herzkontraktionen) hinzuwirken. Es ist ja bekannt, daß schwer arbeitende Personen im Allgemeinen und schwer arbeitende Einzelorgane insbesondere — innerhalb gewisser Grenzen — eine Zunahme an Muskelvolumen bei ganz geringem Fettansatz aufzuweisen haben. Die starken Oberarme der Akrobaten und Schmiede, die dicken Schenkel der Kavalleristen und Ballettänzer bilden eine Bestätigung dafür. Um nun das Herz zu schwererer Arbeit zu veranlassen, läßt Professor Schweninger die Patienten noch mehrere Stunden lang auf dem Bauche liegen. Die Blutcirkulation stößt bei dieser Lage auf mechanische Hindernisse, welche das Herz durch erhöhte Thätigkeit zu überwinden hat, und dadurch muß dasselbe sich nothwendiger Weise entfetten.

Hat die Kur ein gewisses befriedigendes Resultat erreicht, dann gestattet Schweninger, von der strengen Ordnung mehr oder weniger Abstand zu nehmen. Ebenso gute Erfolge können erzielt werden, wenn man dieses Regime mit dem Gebrauch von Brunnen (Marienbad oder Karlsbad) verbindet, wobei die Modifikation darin besteht, daß man zuerst Brunnen trinkt und eine Stunde später feste Speise zu sich nimmt. Zu letzterer Variation ist in diesem Sommer von den meisten bezüglichen Badeärzten geschritten worden.

Handelt es sich aber um Verfettung in Verbindung mit Abspannung und Erschlaffung der ganzen Muskulatur und der Nerven, mit verschiedenen Schmerzensempfindungen, Blutstockungen und Kongestionen, dann reicht das Schweninger'sche Regime allein auch nicht aus. Entweder besitzen die Patienten nicht so viel Kraft und Selbstverleugnung, um die Kur auszuhalten, oder sie täuschen sich und Herrn Schweninger durch Nichtbefolgung der gegebenen Vorschriften. Dann muß zu den verschiedenen Massagekuren nach Zabludowski'schem Verfahren Zuflucht genommen werden. Dr. Zabludowski, der erst neuerdings über die Neurosen und Berufskrankheiten der Pianisten so werthvolle Fingerzeige gab, hat auf Grund von Massenversuchen an Thieren und Menschen diese von Laienmasseuren und -Masseusen etwas in Verruf gebrachte Kunst wieder auf einen wissenschaftlichen Boden gestellt und ihr einen bleibenden Platz in der modernen Medizin verschafft.

Die Massage als Entfettungskur ist gerade in den Fällen am Platze wo dem Patienten nicht soviel physische und moralische Kraft, als das Innehalten der strengen Schweninger-Kur erfordert, zuzumuthen ist, und kann dann gleichzeitig mit einer modifizirten, weniger strengen Diät verbunden werden. Hier dient die Massage auch als Ersatz für die nicht immer ausführbaren starken Körperbewegungen, Berge- und Treppensteigen, hauptsächlich bei Patienten mit schwacher Willenskraft. Durch das Durchkneten großer Körperpartien werden viele der Elementarpartikelchen des menschlichen Organismus (Zellen) zerstört, vom Blutstrom leichter fortgeschwemmt und durch den Stoffwechsel in gesteigertem Maße verbraucht. Speziell durch die Bauchmassage werden auf ganz mechanischem Wege die Stauungen in den Blutgefäßen des Unterleibes (Hämorrhoidalbeschwerden 2c.) gehoben.

In einer gewöhnlichen Dezimalwaage hat man ein Kriterium über die Wirkung des einen oder anderen Verfahrens. Diese Massenwiegungen an Fettleibigen können von den Patienten selbst genau kontrolirt werden und geben denselben die Möglichkeit, die Resultate der einen oder anderen Heilmethode ziffernmäßig zu beurtheilen. Demselben Zweck dienen auch vergleichende Messungen des Bauchumfanges mit dem Centimetermaß. Ein Gewichtsverlust von zwei Pfund per Woche ist in der Regel als ein erwünschtes und befriedigendes Resultat der Entfettungsbehandlung anzusehen, doch ist bei diesem Punkte die Konstitution des Patienten mitbestimmend.

Vergleicht man die Resultate der älteren Entfettungsmethoden eines Banting, Schrott und Epstein mit den letzten beiden Kuren, so ist denselben sicherlich der Vorrang einzuräumen, insofern sie thatsächlich sich bewährt haben und von den Patienten längere Zeit ertragen werden können. Die früher so beliebten Badekuren zur Erzielung einer schlanken Taille sind ja für die Kurbedürftigen unstreitig angenehmer und bequemer, allein es ist auch eine nur zu bekannte Erfahrung, daß die während der Badekur eingebüßten Paar Pfund an Körpergewicht bald nach der Heimkehr durch ein desto größeres Plus illusorisch gemacht werden.

Et cetera.

A. v. S. **Echos aus der Thiergartenstraße.** „Wie, meine Theure, Sie gehen mit Ihrem Gatten ins Bad?“

„Jawohl, meine Liebe, der Arzt hat mir absolute Ruhe anbefohlen.“

* * *

„Als ich heirathete, glaubte ich meine Frau derart zu lieben, daß ich sie am liebsten aufgegessen hätte.“

„Und jetzt?“

„Oh, jetzt . . . bedauere ich es nur, es nicht gethan zu haben.“

* * *

Zwischen Clubmen: „Du weißt doch, daß man von Dir behauptet, der Bevorzugte der Frau v. R. zu sein?“

„Unsinn! Dazu ist mir der Gatte zu wenig distingué!“

* * *

Dame: „Sagen Sie, Herr Professor, thue ich Unrecht, die Komplimente, die man mir über meine Schönheit macht, ruhig mit anzuhören?“

Professor: „Natürlich, meine Gnädige, denn man soll Niemand zum Lügen aufmuntern.“

* * *

Mama und Baby gehen an einem Blinden vorüber. „Hier, lieber Georg, gieb diese zehn Pfennig dem armen blinden Mann.“

„O, nicht doch, Mama, er kann es ja gar nicht sehen, daß ich sie ihm gebe.“

* * *

„Ich, der ich drei Schwestern geheirathet habe, ich kann wohl sagen, daß ich dadurch eine große Oekonomie gezeigt habe.“

„Wieso?“

„Weil ich zwei Schwiegermütter dadurch erspart habe.“

* * *

K—dt. Folgendes hübsche Bonmot von **Berndal** wird uns nachträglich mitgetheilt. Der Künstler wohnte einst einem Konzert bei, in welchem sich unter anderen eine junge Sängerin hören ließ. Dieselbe gab recht hübsche Leistungen zum Besten, nur wurde der angenehme Eindruck ihres Auftretens dadurch wesentlich beeinträchtigt, daß sie über jedes fashionable Maß hinaus — geschminkt war. Nach Schluß des Konzerts wurde Berndal von einem Kunstmäcen der jungen Dame vorgestellt, und diese fragte den großen Mimen mit entzückendem Augenaufschlag, was ihm denn von ihren Leistungen am besten gefallen habe. „O, meine Gnädige,“ rief Berndal, indem er seinem erwartungsvoll lauschenden Vis-à-vis starr ins Gesicht blickte, „am vorzüglichsten sind Ihnen die — Coloraturen gelungen!“

* * *

A. v. S. Eine kleine Bouquetière, 12 Jahre alt, belästigt einen ihr bekannten Herrn mit ihren Blumen.

„Laß mich in Ruhe!“ ruft ihr der Herr zu. „Komme nach London, wenn ich dort sein werde.“

„Nach London? . . . Danke bestens! Dort bin ich zu alt.“

* * *

hs. Wer ist am meisten auf die Sterblichkeit der Menschen angewiesen? Wer muß aus Existenz-Bedürfniß ein Menschenfeind sein? Der Sarg-Magazin-Inhaber.

* * *

---

zu dieser Stunde freilich ihm selber unbewußt, in seiner jungen Brust lebendig gewesen.

Der Maler hatte ihn bei der Hand genommen und ihn mit gütigen Worten zu einem Sitz geführt, von dem aus Gerhard stundenlang das Feenreich um sich her betrachten durfte, während der Maler das bleiche Gesicht mit den flammenden Augen auf seine Leinwand festbannte, und wie die Hand in kräftigen Zügen das Bildniß förderte, erkannte des Künstlers Auge in dem Blick des Knaben die schönheitsdurstige Seele, den göttlichen Funken, den das Elend einer dürftigen Existenz nicht auszulöschen vermocht.

Seit jenem Tage war Gerhard täglich zu dem Maler gegangen. Er hatte kleine Dienste für ihn verrichtet, und wenn er auch niemals ein Geschenk angenommen, so hatte der Erlös seines kleinen Verdienstes nicht nur dazu ausgereicht, die häuslichen Verhältnisse aufzubessern, sondern Gerhard war sogar im Stande gewesen, einen kleinen Bruchtheil für sich zurückzulegen, um wachenden Auges dabei von etwas Schönem, undefinirbar Herrlichem zu träumen, dem seine Gedanken nicht Form noch Namen zu geben wagten.

Nun war es aus und vorüber. Der Mund, der ihm so gütig zugesprochen und seine zaghaften Fragen beantwortet, war auf ewig verstummt; die schlanken weißen Hände, die so wunderbar berückende Gebilde auf die Leinwand gezaubert hatten, starr und gekreuzt über dem todten Leibe gelegen; der Traum den Gerhard geträumt, ward mit dem Todten ins Grab gesenkt. Was wußten die Ueberlebenden von dem hagern Knaben mit den fragenden dunklen Augen? Er war eines der vielen Modelle des Meisters gewesen, nichts weiter. Der Tod war zu schnell gekommen, als daß der Sterbende ihnen hätte sagen können: „Vergeßt des Knaben mit den flammenden Augen nicht, in die ein Gott sein heiliges Feuer gelegt.“

Zum letzten Mal wandert Gerhard heut den weiten Weg, den Rest seiner kleinen Barschaft auf der Brust. Nur ein geringes war noch übrig geblieben. Mit dem größeren Theil hatte er den Hunger der Kleinen gestillt. Dieses letzte aber war sein, und kein Elend und keine Macht der Welt wäre im Stande gewesen, ihm dies Letzte zu entreißen.

Dort draußen in dem Feenreich des todten Wächters, das heute Stück für Stück zerrissen, und unter dem Hammer gefeilscht werden sollte, wollte er ein letztes Andenken an den geliebten Todten erwerben. Er hatte gehungert und gefroren, gedarbt und in Gewissensangst gezittert um dieses Andenkens willen, aber er mußte es haben, ein greifbar letztes Etwas an den einzigen Traum seiner Jugend.

Die öffentliche Stimme hatte vergebens dagegen protestirt, daß des Malers Atelier unter den Hammer käme. Eine Sammlung, ein Fürst, ein reicher Mäcen sollte es als ein Ganzes ankaufen, und der Nachwelt bewahren.

Aber, wo waren sie, die Fürsten, die Mäcene, die den großen Mann bei seinem Lebzeiten umschwärmt, die auf den rauschenden Festen in seinem königlich ausgestatteten Atelier, in seinen gold- und sammetstrotzenden Gewändern an Glanz und Schönheit, Wein und Weibern sich berauscht? Wo waren sie alle, denen seine Freundschaft wie sein Gold stets zu Diensten gewesen — wo war das Fürstenhaus, für dessen Huldigung der Todte mit einem Aufwand von Kraft, der ihn schon damals zu zerstören drohte, kostbare prunkende Festzüge veranstaltet, deren Pracht und historische Treue weit aus über des Reiches Grenzen, seinen und des Fürstenhauses Ruhm verkündet?

Wo waren die weißnackigen blühenden Frauen mit dem Goldhaar, die ihn geliebt hatten als er groß und mächtig war? Fortgewischt wie er selbst! Kein Dank, keine Liebe, keine Treue über das Grab hinaus.

Händler und Trödler waren es, die da boten und feilschten um die Schätze, an denen sein Herz gehangen, und wieder boten und wieder feilschten, während Gerhard mit hochklopfendem Herzen an der Stelle stand, auf der er oft neben dem Todten gestanden. Er hörte seinem Ohr ungeheuerlich erscheinende Summen bieten, Summen, die in Wahrheit dem Werth der Dinge nicht entfernt nahe kamen, er sah Stück um Stück des Feenreichs zerstört, und krampfhaft hielt er das Geld an die Brust gepreßt; — noch war seine Stunde nicht gekommen.

Es war gegen Abend; das Atelier leerte sich mehr und mehr, Hunger und Erschöpfung drohten ihn umzuwerfen, aber mit eiserner Energie blieb er Herr über seinen wankenden Körper. Langsam schob er sich durch die noch Anwesenden — Händler und Trödler geringster Sorte — bis nahe an den Tisch, auf dem eine Fülle von Kleinigkeiten, Münzen, Flaschen, unterschiedliche Gegenstände von Glas und Porzellan ausgebreitet lagen.

Seine Augen hingen begehrlich an einem Bündel Pinsel und einem Spatl, die nachläsig zwischen den übrigen Gegenständen hingeworfen waren. Er hatte nur den einen Wunsch, nur den einen Gedanken, die unscheinbaren Werkzeuge, die der Todte so oft zwischen seinen schlanken Fingern gehalten, als ein heiliges Gedenken mit hinaus zu nehmen in die ihm öde gewordene Welt.

Ein Zittern durchlief seinen Körper, als der Auktionator die Pinsel ergriff und gleichzeitig die Hand auf den Spatl legte. Der Knabe hatte die Empfindung als müßten Aller Wünsche so heiß wie seine eigenen auf das kleine Bündel gerichtet sein.

Das Geld ruht getheilt in seiner Hand. Die eine Hälfte für die Pinsel, die andere für den Spatl.

So rauh war seine Stimme, als er auf die Pinsel bot, daß er selbst vor ihrem heiseren Klang erschrak. Dann lauschte er stockenden Athems, vornüber gebeugten Hauptes, ob kein höheres Gebot das seine übertrumpfen würde — Alles blieb stumm.

Noch zweimal wiederholte der Auktionator seine Frage, dann fiel der Hammer auf den Tisch.

Der Knabe mit den flammenden Augen hatte mit fast übermenschlicher Entbehrung eine Erinnerung an den todten Meister erworben.

Die Umstehenden lächelten hämisch über die unverhältnißmäßig hohe Summe, die der halb Zerlumpte für ein Bündel Borsten und ein Stückchen polirten Stahls zahlte.

Er aber preßte sein Eigen wie ein Heiligthum ans Herz und verließ wankenden Schrittes den Saal, ohne nach dem zerstörten Feenreich zurück zu schauen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Den, der dereinst der Herr und Schöpfer dieses Reiches gewesen, würde der pietätlose Undank der Welt nicht sonderlich geschmerzt noch gewundert haben, denn der schweigsame Meister war weiser als die Welt ihn wähnte.

In dem Liebesopfer des dunkeläugigen Knaben aber hätte er aufs Neue das heilige Feuer des zu Leid geborenen Genius flammen sehen.

Druckfehlerberichtigung. In dem vorwöchentlichen Aufsatz von Paul von Schönthan „Pariser Spione“, ist beharrlich aus dem Pariser Restaurant Brébant ein Bréhaut gemacht worden. Wir bemerken dies ausdrücklich zur Beruhigung der Kenner von Paris, die etwa die Befürchtung haben könnten, daß ihnen ein fashionables Pariser Restaurant entgangen sei.

G. W—n. In dem hinteren Künstlerstübchen bei Siechen hängt, außer anderen theatralischen Reliquien, ein Theaterzettel des „Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim" vom 3. Januar 1833. Derselbe datirt aus der Zeit von **Dörings** Debüt an dieser Bühne — „weder Hof- noch Nationaltheater" pflegte der sarkastische Schauspieler sie später zu nennen — wo er als „Shewe" in dem alten Cumberlandschen Stück: „Der Jude" und in einem gleichfalls vergessenen Lustspiel von Rautenstrauch: „Jurist und Bauer" auf Engagement spielte. Einige Zeit später gastirte Döring, der sich bereits einen geachteten Namen in der Theaterwelt gemacht hatte, in Hamburg. Aus dieser Epoche frischte vor einigen Tagen ein erinnerungsreicher Bühnenveteran angesichts des redenden papierenen Zeugen aus Dörings Mannheimer Zeit eine wenig bekannte poetische Huldigung für Dörings Genius auf. In Hamburg gefiel der gewaltige Charakteristiker außerordentlich und man hätte ihn dort gern gefesselt. Unterhandlungen waren bereits im Gange und in einer Zeitschrift erschien das nachfolgende hübsche Impromptu:

An Theodor Döring!
Deine Heimath nennst Du **Mannheim**,
Wack'rer Mime, bleibe hier!
Wenn man Künstler ist gleich **Dir**,
Dann ist überall **man heim**.

* * *

Gw Noch eine **Döring-Anekdote!** Der treffliche Künstler führte bekanntlich mit seinen „beiden Frauen", wie er sie im Scherze zu nennen pflegte, seiner Frau Mathilde und seiner Schwägerin Aline, das entzückendste Familienleben. Der große Künstler war auch als Mensch groß — soweit ihn seine „beiden Frauen" nicht ein wenig pantoffelschwingend bemutterten. Auf der „Lästerbank" hinter den Coulissen des Schauspielhauses demonstrirte er eines Abends den lauschenden Kollegen die Macht und Gewalt seiner Hausherrlichkeit und schloß seine lebhafte Schilderung mit der im höchsten tragischen Pathos hinausgerufenen Pointe:

„Zu Hause bin ich ein Tyrann — ein Napoleon — ein Na—po—le—on!! — — —"

Alles schwieg ehrfurchtsvoll, nur sein alter Schüler und Freund, der humorreiche George Hiltl, den nun auch schon längst der Rasen deckt, ergänzte ihn lächelnd: „Aber — auf Elba!"

* * *

= Herr **Perotti**, welcher am Freitag durch eine Indisposition am Auftreten verhindert war, singt nun am **Montag** in **Krolls Theater** den **Lyonel** in „Martha". **Carlotta Grossi** tritt an diesem Abend zum **vorletzten** Male auf, da am Mittwoch das Gastspiel dieser beliebten Sängerin zu Ende geht. **Ella Russell** singt wieder am Dienstag.

* * *

ol. „Können Sie mir sagen" — also redete der während der **Gerichtsferien** auf einer Erholungsreise befindliche joviale Amtsgerichtsrath D. einen **Bekannten** an — „können Sie mir sagen, welchen Ursprungs das Wort Ferien sein mag?" „Unzweifelhaft doch lateinischen Ursprungs!" „Fehlgeschossen! Das Wort entstammt lediglich dem Französischen. **Es** ist aus den Wörtern **Faire rien** zusammen gesetzt worden!"

Privat-Kundgebungen.

Von dem rühmlichst bekannten Besitzer des Grand Hotel de Rome, des ältesten Hotels Unter den Linden, Herrn Adolf Mühling in Berlin, ist am Ende des vorigen Jahres auch das am Platze der Bauakademie gelegene **Hotel de Russie** daselbst erworben und nunmehr durch den neuen Eigenthümer in seinen inneren und äußeren Einrichtungen vollendet worden. Die Façade in ihrem glänzenden Gewande mit den Hoflieferanten-Wappen des Wirthes trägt ebenso wesentlich zum Schmuck des Platzes bei, wie dieser seinerseits nach seiner demnächstigen Verschönerung dem Hotel zur Zierde gereichen wird. Dem vornehmen Aeußern und Vestibule entsprechen die freundlichen, neu dekorirten von der berühmten Firma Ferdinand Vogts u. Comp. stilgerecht und komfortable eingerichteten Innenräume. Dasselbe ist von den Versammlungs- und Gesellschaftsräumen, sowie von dem großen Festsaale zu sagen. Mäßigeren Anforderungen entspricht ein im Souterrain gelegenes Restaurant nebst Weinstube. Das elegante Hotel, das heute schöner, wie je zuvor, erscheint, aus dessen Fenstern man die Aussicht auf die hervorragendsten Bauten und Denkmäler Berlins, das königliche Schloß, die Ruhmeshalle, das kronprinzliche Palais, die Schloßbrücke, den Lustgarten, das alte und neue Museum, den Dom, die Börse, in die eben in der Entstehung begriffene Kaiser Wilhelmstraße genießt, und das durch seine günstige und schöne Lage in der Nähe der wichtigsten Sehenswürdigkeiten und der bedeutendsten Waarenhäuser Berlins an der Grenze der Königs- und Friedrichstadt, zwischen drei Pferdeeisenbahnlinien und inmitten zweier Stadtbahnstationen den Vergnügungsreisenden nicht weniger Vortheile bietet als den Geschäftsleuten, wird unter der altbewährten Leitung seines jetzigen Besitzers, Herrn Ad. Mühling, gewiß den alten Ruf wieder gewinnen, den es verdient. Bemerkt sei noch schließlich, daß sowohl das Grand Hotel de Rome als auch das Hotel de Russie Hotels des Offizier-Vereins sind.

Von der hiesigen Importfirma R. F. Liedtke empfangen wir folgende Zuschrift: „Sehr betrübend für Raucher" ist ein Artikel überschrieben, der seit einiger Zeit die Runde durch die Zeitungen macht und in welchem von einem Bericht die Rede ist, den der englische Generalkonsul in Cuba (soll wohl heißen „in Havana") seiner Regierung hätte zugehen lassen, wonach der „allergrößte Theil jener Cigarren, welche in Europa und anderswo als echte Havanas gekauft werden, in gar keine Beziehung zu cubanischen Tabaksblättern zu bringen ist und Brandzeichen oder Namen gar keine Gewähr dafür bieten, daß diese Waare eine wirklich gute Havana-Cigarre sei."

Es würde gar nicht der Mühe lohnen, auf qu. Artikel zurückzukommen, wenn nicht in demselben eine offizielle Persönlichkeit, hier der englische Generalkonsul, genannt wäre, was bei einem Theil der Leser wohl den Glauben erwecken kann, als seien die behaupteten Dinge unbedingt richtig und der Großhandel auf Cuba thatsächlich in nur unsoliden Händen. Auf jeden unbefangenen Raucher echter Havanna-Cigarren macht der Artikel aber den Eindruck, als wenn er der Feder eines Interessenten entstammte, welcher fürchtet, daß die wirklich guten importirten Havanna-Cigarren, welche man schon zu sehr niedrigen Preisen jetzt in jeder reellen und größeren Handlung erhält, den Absatz seines Fabrikates beeinträchtigen könnten. Der Verfasser qu. Artikels spricht allerdings auch nur von dem allergrößten Theil derjenigen Cigarren, die als echte Havanas gekauft werden und läßt sich ja dagegen nichts einwenden, wenn der Grad der Ausbildung des Geschmackes eines Rauchers es zuläßt, daß dieser eine Cigarre vielleicht für 10 oder 20 Pf., auf deren Verpackung resp. Etikette das Wort „Havana" einige Male vorkommt, als eine echte Havana kauft. Anders würde die Sache sich gestalten, wenn solche Cigarren auch als echte Havanas verkauft würden, und wenn auch dies bei einzelnen kleinen Händlern, welche kein Verständniß für wirklich importirte Havanas besitzen, geschehen kann, so steht doch fest, daß in jeder reellen und größeren Handlung schon für 15—20 Pf. eine wirklich von Havana importirte Cigarre, ebenso wie eine aus Havanatabak hier fabrizirte zu gleichem Preise verkauft wird, es also auch sicher dem Verkäufer nicht beikommen wird, eine nicht importirte für echt zu verkaufen, da er ja Beide echt und unecht zu gleichem Preise verkauft, und es ihm doch nur darauf ankommen kann, dem Käufer das zu geben, was dieser zu kaufen vorzieht. Daß, wie der „englische General-Konsul" seiner Regierung in letzter Zeit berichtet haben soll, die Tabaks-Ernten auf Cuba zum größten Theil seit 1881 mißrathen sei, weiß jeder Käufer importirter Havana-Cigarren, ebenso, daß man für dieses Jahr, und nicht ohne Grund, große Hoffnungen hegt. Die weiteren Auslassungen des Verfassers des qu. Artikels über unsolide Art und Weise des Großhandels auf Cuba bekunden eine vollständige Unkenntniß der einschlägigen Verhältnisse in Havana, die man doch dem englischen General-Konsul daselbst, dem es — wie Jedermann, der sich nur einige Zeit in Havana aufhielt und den Willen dazu hat — ein Leichtes ist, sich zu informiren, nicht zutrauen dürfte.

Der Großhandel in Havana d. h. also in diesem Fall der Export von Havana-Cigarren, wird von dortigen deutschen, englischen, französischen, spanischen Kommissionshäusern (Einkäufern) betrieben, deren es eine ziemliche Anzahl (ca. 80) giebt und die den Einkauf von Cigarren für ihre Auftraggeber bei den Fabrikanten unter Berechnung einer Einkaufsprovision und der gehabten Auslagen für Verpackung, Ausfuhrzoll, Kontributionen und sonstige Spesen besorgen. Unter diesen Einkäufern giebt es natürlich gewissenhafte und streng reelle, wie auch solche, die es weniger genau mit den Interessen ihrer Auftraggeber nehmen und ist es, wie in jedem andern analogen Fall, Sache des Auftraggebers, sich nur an zuverlässige, gewissenhafte, mit nöthiger Fachkenntniß ausgerüstete Einkäufer zu wenden. Der letztere kontrolirt bei dem Fabrikanten schon den Einkauf des Rohmaterials und später die Verarbeitung desselben, einerlei ob der Fabrikant zu den streng reellen oder zu den weniger gewissenhaften gehört, deren es natürlich wie überall, so auch in Havana giebt. Seine Kontrole ist nothwendig, da er für sehr verschiedene Auftraggeber einkauft und z. B. eine Waare, die für Newyork oder Buenos Ayres ganz passend, für London, Berlin total unbrauchbar sein kann. Wenn es auch vielleicht nur auf einen Druckfehler zurückzuführen ist, daß der englische Generalkonsul in Havana den billigsten Preis einer rauchbaren Cigarre in österreichischer Währung mit 30 Fl. per hundert Stück aufgegeben haben soll, so ist noch zu bemerken, daß der Begriff „mit Behagen rauchbar" doch ein sehr dehnbarer ist und dafür nur der Geschmack oder die Verwöhnung des Rauchers maßgebend sein kann. So viel aber weiß Jeder, der einige Zeit in Havana gelebt hat, daß er für 30 Dollar per Mille, also pro Hundert 3 Dollar = 12 Mark deutsche Reichswährung, daselbst eine recht rauchbare Cigarre vom Fabrikanten erhalten kann, wenn er nicht eben sehr verwöhnt ist und 50 Dollar pro Hundert anlegen kann und will.

Bei dem Preis von 12 Mark pro Hundert muß allerdings berücksichtigt werden, daß der Raucher in Havana weder die Exportkosten, noch Eingangszoll und Assekuranz und Spediteurkosten, sonstige Spesen und Unkosten, welche mit einem Bezug nach Deutschland verbunden sind, zu zahlen hat.

Somit mag jeder Raucher ruhig der Zukunft entgegensehen, er wird nach wie vor für einen mäßigen Preis sich den Genuß einer echten Havana gewähren können, und es sieht auch für die Folge nicht gar so betrübend für den Raucher aus, als der Verfasser qu. Artikels den Glauben zu erwecken sucht.

Der frühere Landwirth und Administrator **W. Enderlein** hat hier auf dem alten Viehhof in der Brunnenstraße eine holländische Molkerei errichtet, welche in weitesten Kreisen Berlins bekannt zu werden verdient. Wir machen an dieser Stelle besonders unsere Hausfrauen aufmerksam auf jene Molkerei, deren nach neuestem System hergestellte Einrichtung eine Sehenswürdigkeit genannt werden kann. Das Etablissement steht unter Kontrole namhafter Aerzte und bietet durch einen inmitten der Ställe belegenen Wintergarten Kranken und Reconvalescenten Gelegenheit zu Trinkkuren. Die Preise der Milch sind angemessen, und da noch immer mancher Nothschrei über wässrige resp. verfälschte Milch in der Residenz gehört wird, so dürfte sich der Kundenkreis der Enderleinschen Molkereianstalt gewiß bald über alle Stadttheile Berlins verbreiten.

Einen angenehmen Aufenthalt zum gemüthlichen Kneipen bietet das Parterre-Restaurant Hirschberger, früher Wisbeck, Taubenstraße 42. Man speist dort vorzüglich zu civilen Preisen und ist der neue Inhaber Herr Hirschberger in weiten Kreisen beliebt durch seine Wiener Küche.

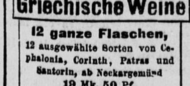
Berliner Theater-Repertoire.
Montag, 24. August.
Königliche Schauspiele.
Opernhaus.
Flick und Flock.
Schauspielhaus.
Was ihr wollt!

Neues Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
Montag z. 128. Male: **Großmogul.**
Operette mit Ballet von Audran.

Krolls Theater.
Montag: **Gastspiel** des Herrn
Julius Perotti
und vorletztes Gastspiel der Frau
Carlotta Grossi.
„Martha oder der Markt zu Richmond" (Lyonel: Hr. Perotti; Lady: Fr. Grossi). Gr. Doppel-Concert. Anfang 5, der Vorstellung 7 Uhr.
Dienstag: **Gastspiel** der Signora
Ella Russell.
Billets und Abonnement-Billets à Dtzd. 9 Mark sind vorher zu haben an der Kasse und den bekannten Verkaufsstellen. Passepartout u. frei Entree haben zu dem Gastspiel der Sign. Russell u. d. Hrn. Perotti, mit Ausnahme für die Herren Vertreter der Presse, keine Giltigkeit.

Berliner Aquarium,
Unter den Linden 68a.
Eintrittspreis: **1 Mark.**
Reichhaltige Ausstellung von Land- und Seethieren, wie: Affen, Schlangen, Krokodile, Seepferdchen, Hai- und Tintenfische, Muränen, Blumenthiere u. s. w.

Wein-Gross-Handlung
und **Restaurant**
Siegfried Tauber,
17 Kronenstr. 17.
Küche in bewährten Händen.
Diners v. M. 1,50 an. Reichhaltiger Frühstückstisch.
Größere u. klein. Salons f. Gesellschaften.



Griechische Weine
12 ganze Flaschen,
12 ausgewählte Sorten von Cephalonia, Corinth, Patras und Santorin, ab Neckargemünd
19 Mk. 50 Pf.,
in Berlin franco in's Haus geliefert
22 Mk. 10 Pf.
Flaschen, Kiste und Verpackung frei.
J. F. Menzer,
Neckargemünd u. Frankfurt a./M.
Filiale: **Berlin W.,**
Leipzigerstrasse 31/32.

National-Panorama
am Königsplatz und Lehrter Bahnhof.
Die Vertheidigung von Paris.
u. Diorama: Die besiegte Commune.
Geöffnet v. Morg. 9 bis z. Dunkelheit. Entree 1 Mk.

Sedan-Panorama
nebst Dioramen
am Bahnhof Alexanderplatz
von Vorm. 9 bis Nachts 11 Uhr
Entrée 1 Mark.
Neu: **Bismarck-Diorama.**

Conservatorium der Musik u. Seminar zu Berlin
Potsdamerstrasse 136-137.
Das Wintersemester beginnt am 5. October.
Anmeldungen von Schülern und Schülerinnen für die Ausbildungs- und Oberklassen, für die Vorbereitungsklassen (vom 7. Lebensjahre an) und für das Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar nehmen die Unterzeichneten täglich in ihren Sprechstunden entgegen.
Prospecte der Anstalt sind durch das Secretariat gratis zu beziehen.
Für die administrative Leitung: **Philipp Scharwenka.** Sprechst. 2—3.
Der Director. **Prof. Xaver Scharwenka,** Kais. Kgl. Hofpianist. Sprechst. 4—5.

Hôtel de Russie, Hôtel des Offizier-Vereins.
Schinkelplatz Nr. 1, zunächst dem Kronprinzlichen Palais, schönste Lage Berlins. Restaurant, Table d'hôte, Festsäle, Bäder, Weinhandlung und Weinstuben. — Billige Preise. Vorzügliche Küche. Zeitungen in allen Sprachen.
Adolf Mühling, Königlicher Hoflieferant,
Besitzer des Grand Hôtel de Rome, Unter den Linden, Berlin. *

Carl Schneider, Coiffeur,
Hohestr. 134. **KÖLN a. Rh.,** Hohestr. 134.
liefert Haararbeiten jeder Art für Damen und Herren.
Das Vollkommenste, Neueste, Eleganteste.
In der Ausführung unübertroffen.
Eigene mehrfach prämiirte Systeme.
Grösstes Atelier Deutschlands.

Prämiirt:	Hors concours:
Paris 1882	gr. gold. Med.
Paris 1880	silberne Med.
Berlin 1884	Ehrendiplom.
Köln 1876	Ehrendiplom.
Dresden 1874	Ehrendiplom.

Specialität: Angabe kleidsamer Haartrachten.
Lager & Versandt feinster Toilette-Gegenstände, Parfumerien, — Blumen, — Coiffuren, — Brautkränze.

Für Haarleidende sendet Prospekt gratis u. franco A. H. Wagner. Dresden-N. *

Goldene Medaille. Hannover 1884. **Patent-** Goldene Medaille. Hannover 1884.
Fass- oder Spund-Ventile mit Luftreiniger
Sicherster Schutz gegen schales Bier u. s. w. selbst bei mehrtägigem Verzapfen direct vom Faß. Unentbehrlich für jeden Restaurateur, Wein- und Sprithändler. Preis M. 1,75—6,50 pr. St.! Verpackung frei, Prospekte gratis u. franco. **Oscar Blechschmidt, Berlin SO.,** Mariannenplatz 15. !! Alle Bierdruckapparate überflüssig !! *

!Neue Holländische Molkerei!
Auf dem Alten Viehhof Brunnenstraße.
Empfehle mein nach dem neuesten System errichtetes Etablissement. Die Milch liefern gute Kühe, holländische Race, und die in meinen Ställen stattfindende Controle von bewährten Aerzten, schließt jede Verfälschung aus. Milch zu jeder Tageszeit. Vollmilch à Liter 25 Pf., bei größerer Abnahme findet Preisermäßigung statt, für Säuglinge und Kranke in verschlossenen Glasflaschen à Liter 30 Pf., frische Tischbutter und Sahne bester Qualität. Bestellungen erb. auf dem Alten Viehhof. Lieferungen frei Haus.
W. Enderlein, Molkereibesitzer.

Grätzer- und Berliner Weiß-Bier-Brauerei
von B. Rothenbücher, Stettin, kleine Domstraße 21,
empfiehlt ihre Biere in Gebinden und Flaschen-Versand nach allen Gegenden unter Garantie. *

Freisinnige Zeitung,
begründet von **Eugen Richter,**
erscheint vom 1. September ab als Morgenblatt 6mal wöchentlich. Postabonnement pro September eine Mark, bei Berliner Zeitungsspediteuren einschließlich des humoristischen, illustrirten Wochenblattes von J. Stettenheim „Berliner Wespen" eine Mark 25 Pfennig. Expedition: Berlin W., Französischestr. 11/12.

Concordia,
Friedrichstraße 218.
Sonnabend, den 29. August:
Wieder-Eröffnung des neu renovirten und durch großartigen Eingang, neue Hallen, Vestibül und Promenadensaal erweiterten Etablissements.
Erste große Vorstellung
Mr. Awata Katnoschin aus Tokio, Prince of Jugglers, 1. Auftr. desselben in Europa.
Mr. John Theurer aus Amerika, einzigster Kopf-Trapezist der Welt.
Die reizenden Geschwister **Alfred, Georg** und **Amanda,** graziöse und Bravour-Evolutionen auf doppelten Eisendrähten.
Die aus 6 Herren bestehende **Truppe Leopold** (Musik-Phantasisten) und Akrobaten.
Die Frivolity-Pantomim-Company aus New-York.
Ikarische Spiele des Mr. O'Meer mit seinen Kindern.
Frl. Carina, Sängerin.
Allabendlich dramatische Schwänke, Possen und Singspiele.
Anfang 7½ Uhr. Eröffnung 6½ Uhr. Ende gegen 10½ Uhr.
Der Billet-Vorverkauf beginnt Donnerstag.

„Für Vormünder."
Ein Waisenmädchen von ungefähr acht Jahren, wohlerzogen, aus gebildeter Familie, wird von einer größeren Besitzerfamilie zur vollständigen Erziehung an **Kindesstatt** unter den günstigsten Bedingungen gegen Pension anzunehmen gewünscht. Gef. Offerten unter **J. P. 5809** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Dr. W. Stelzer's
Crême, im Geschmack von 11 Fruchtsorten dargestellt. In 5 Minuten zu bereiten. Prämiirt Kostkunstausstellung, Berlin 1885. Ist in d. meist. Handlungen z. haben.*

Die **Meerschaum-, Bernstein-** und **Elfenbeinwaaren-Fabrik** von

empf. nur **echte Meerschaumspitzen** und **Pfeifen,** Damenschmuck von **Bernstein, Elfenbein** u. **engl. Jet. Ball-, Theater-** und **Federfächer.** Neu! **Spazierstöcke mit Spritzflacons.** Neuestes illustr. gross. Musterbuch geg. 1 M. Marken franco, welche bei Aufträg. v. 10 M. in Abrechnung kommen. *

Zwei helle Bureau-Räume, parterre, für Engros-Geschäfte, Expeditionen Comptoirs 2c. geeignet, sind zum 1. Oktober oder früher zu verm. **Kochstr. 3.** *

Größere Romane, Novellen, Humoresken, Feuilletons, Originale od. auch schon gedruckt, kauft **Paul Grüger, Berlin SO.,** Adalbertstr. 67.

Meyer's Conversations-Lexikon sucht zu kaufen Hahne, Prinzenstraße 54. *

Hon. 75 M. Vorunterricht frei. Progr. gr. — **Maschinenbau- & Baugewerkschule Hildburghausen.** — Aufenth. billig. Rathke, Dir.

Corvin's Pfaffenspiegel.

Historische Denkmale des Fanatismus in der römisch-katholischen Kirche. V. Aufl. Orig.-Ausg. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—. Gegen Einsend. des Betrages, franko Zusendung. Verlag von **A. Bock, Rudolstadt** i. Th.
Durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Volks- und Familien-Ausgabe.
I. Serie: 22 Bände. II. Serie: 21 Bände.
In Lieferungen à 50 Pf., oder in Bänden brosch. à 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 40 Pf.
Friedrich Gerstäcker's Gesammelte Schriften!
Inhalt der I. Serie:
Gold! — Blau Wasser — Matrosenleben — Aus der See — Unter dem Aequator — Hell und Dunkel — Eine Gemsjagd in Tirol — Reisen — Regulatoren in Arkansas — Flußpiraten des Mississippi — Sträflinge — Mississippibilder — Nach Amerika! — Aus zwei Welttheilen — Aus Nord- und Südamerika — Achtzehn Monate in Südamerika — Aus meinem Tagebuch — Skizzen aus Californien — Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale — Kunstreiter — Streif- und Jagdzüge — Tahiti — Das alte Haus — Heimliche und unheimliche Geschichten — Inselwelt — Colonie.
Inhalt der II. Serie:
Eine Mutter — General Franco — Sennor Aguila — Wilde Welt — Die Missionäre — Unter den Penchuenchen — Der Erbe — Die Blauen und Gelben — In Mexiko — Die Franctireurs — Kriegsbilder eines Nachzüglers — Das Wrack des Piraten — Der Tolle — Im Busch — Nach dem Schiffbruch — Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten — Hüben und Drüben — Kreuz und Quer — Buntes Treiben — Im Eckfenster — Unter Palmen und Buchen — In Amerika — Nachgelassene Schriften und kleine Erzählungen.
Zu Folge des trefflichen gediegenen, sittlich reinen und gleichzeitig belehrenden Inhalts eignen sich Gerstäcker's Schriften namentlich auch zur Anschaffung für **Schüler- und Volksbibliotheken,** zu welchem Zwecke der **Verein für Verbreitung von Volksbildung** sie aufs Wärmste empfohlen hat.
Das Unternehmen ist bereits **vollständig** erschienen und können Abonnenten jederzeit eintreten und **halbe** oder **ganze** Serien gleich vollständig oder in **beliebigen Zwischenräumen** beziehen. Auch steht es frei, eine beliebige Auswahl von Bänden zu treffen. Heft 1 gratis durch jede Buchhandlung.

Ungarn — Budapest.
Ungarische Landes-Ausstellung

unter dem hohen Protectorate Sr. kais. u. königl. Hoheit des Kronprinzen Erzherzog Rudolph.

Eröffnung am 1. Mai 1885. — Schluss Ende October 1885.

Zur Ausstellung gelangen: **Landwirthschaft, Forstwesen, Bergbau, Industrie, Gesundheitspflege, Unterrichtswesen, bildende Künste.** Hiermit in Verbindung die internationalen Ausstellungen von **Maschinen, Sämereien und lebenden Thieren.**

FESTLICHKEITEN. KATALOGE erscheinen in ungarischer, deutscher und französischer Sprache, sowie Special-Kataloge für Kunst, Maschinen, Bergbau etc. | Annoncen-Regie **Rudolf Mosse.**

Officielle Wohnungsvermittlungs-Anstalten in allen Bahnhöfen.

Weltausstellung Antwerpen.
2. Mai — 31. October 1885.

Unter dem hohen Schutz S. M. des Königs der Belgier.
Industrie, schöne und industrielle Künste, Unterrichtswesen, Marine, Electricität, Agricultur und Horticultur.

Unter dem Protektorate S. M. König Ludwig II. von Bayern.

Internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen. 15. Juni bis 30. September 1885.

NÜRNBERG

Historische Abtheilung. Betheiligung aus allen Erdtheilen. Schöner Park. Gute Restauration. Konzerte. Prachtvolle Beleuchtung.

Veranstaltet vom Bayr. Gewerbemuseum,
Grosse Lotterie von Ausstellungs-Gegenständen. Loose M. 1.

Glas. **Porzellan.**

Potsdamerstrasse 6.

S. WETZLAR

Potsdamerstrasse 6

Glas- und Porzellan-Waarenhandlung

empfiehlt sein reichhaltiges Lager in

Glas- und Tafel-Servicen

in übersichtlicher Aufstellung; ferner

Wasch-Services und Haushaltungs-Gegenstände

Cristall. Auf Wunsch Preis-Courante, Auswahlsendungen. **Luxus-Gegenstände.**

Fels vom zum Meer

beginnt einen neuen Jahrgang und ladet neue und alte Freunde zur Betheiligung am Abonnement ein. Jedes reiche Heft 1 Mark. Jede Buchhandl. u. jedes Postamt nimmt Bestellungen an. — Auch allen Inserenten w. i. großen Verbreitung empfohlen.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

Preis à Heft 50 Pf.

240 HEFTE ODER 16 BÄNDE. VIERHUNDERT TAFELN.

JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M., HALBFRANZ 9½ M.

Unsichtbar!!

leicht | beim Tragen | natürlich

sind die von mir erfundenen u. angefertigten Toupets u. Scheitel für Damen und Herren, selbige decken sofort ganz kahl gewordene Stellen im **Haupt- wie im Barthaar** auf die natürlichste Weise. Trotz jahrelanger Dauerhaftigkeit einer solchen **Haartour** ist der Preis ein sehr geringer, je nach Größe von 10—30 Mark. Anleitung zum Selbstmaßnehmen versende gratis und franko.

C. Hübscher, vorm. **D. Dufour,** Coiffeur, *
8 Burgstraße 8. an der Königstraße.

Cholera-Sterblichkeit *
bei **homöopatischer** Behandlung weniger als 10% — Das lehrt f. 55 Jahr. d. Statistik.

Stets frisch geschlachtete junge Gänse, 7 bis 12 Pfd. schwer, versendet franco in Postpacketen unter Nachnahme à Pfd. zu 65 Pfg.

Georg Bornträger,
Altenbreitungen in Thüringen,
Sachs. Meiningen.

Illustrirte Frauen-Zeitung.
Großes illustrirtes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2—2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mark 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe", und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Abonnements für den Monat September für 1 Mark 75 Pf. bei allen Postanstalten

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt.

nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern:
Illustr. Witzblatt „ULK", in erweitertem Umfange, belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", feuillet. Beiblatt „Der Zeitgeist", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Garten-bau und Hauswirthschaft".

Den vielfachen Wünschen entsprechend hat das „Berliner Tageblatt" eine neue Einrichtung getroffen, wodurch fortan den auswärtigen Abonnenten die **Parlamentsberichte bereits mit der Abend-Nummer** zugehen, so daß dieselben am nächsten Vormittag in den resp. Empfangsorten eintreffen.

Das Feuilleton bringt im September eine neue Erzählung von **Hermann Sudermann: „Die Geschichte der stillen Mühle".** Außerdem erscheint im „Zeitgeist" die Fortsetzung der Novelle: **„Himmlische u. irdische Liebe"** von **Paul Heyse.**

Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis 1. September bereits erschienene Theil der Novelle von **Paul Heyse gratis u. franco** nachgeliefert. **Probe-Nummer gratis u. franco.**

Ueber Land & Meer

Soeben beginnt ein **neuer** Jahrgang der **Monatsausgabe in Oktav.**

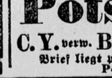
Jährlich 12 Hefte à 1 Mark.
Jedes Heft 25 bis 30 Bogen stark auf's Reichste illustrirt.

„Ueber Land und Meer" präsentirt sich in dieser neuen Monatsausgabe als die **reichhaltigste Monatsschrift.**

Das 240 Seiten starke, mit über 100 Illustrationen und 2 Kunstbeilagen geschmückte erste Monatsheft des neuen Jahrgangs kann von jeder Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht vorgelegt werden, die auch, wie jedes Postamt, Abonnements hierauf entgegennehmen.

Passagier-Postdampfschifffahrt.

Stettin-Kopenhagen:
jeden Montag, Dienstag, Freitag 2 Uhr Nachmittags.
Stettin-Gothenburg:
jeden Montag u. Freitag 2 Uhr Nachmittags.
Stettin-Christiania:
jeden Dienstag 2 Uhr Nachmittags.
Hin- und Retour-, sowie **Rundreise-Billets** zu ermäßigten Preisen.
Directe Billets zwischen Berlin-Kopenhagen-Gothenburg-Christiania, tour u. retour, an der Billet-Kasse auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin.
Güter zu billigsten Frachten nach allen Plätzen Skandinaviens.
Prospecte gratis durch
Hofrichter & Mahn, Stettin. *



Stralsund-Malmoe.
(Kopenhagen.)

Kürzester Seeweg. Ueberfahrt in 7½ Stunden. Bis zum 15. Oktober tägliche Verbindung in beiden Richtungen durch die großen Post- und Passagier-Dampfschiffe
„Oscar" u. „Sten Sture".
Dieselben fahren
vom 1. Juni bis 30. September
von Stralsund: täglich 1 Uhr 15 Min. Nachm. in directem Anschluß an den um 8 Uhr Vormittags von Berlin abgehenden Courierzug;
von Malmö: täglich 8 Uhr 15 Min. Vorm. in directem Anschluß an den um 8 Uhr Vorm. von Stockholm in Malmö eintreffenden Schnellzug.
Heinrich Israël. Carl Siebe. *

Potsdam.

C. Y. verw. **Bürgermeister.**
Brief liegt postlagernd Bahnhof Potsdam. *

Champignon-Culturen. Champignon-Culturen.

Champignons,

täglich frisch gepflückt, 3 Pfund für M. 5,50 franco per Nachn. versendet die
Champignon-Züchterei E. G.
zu **Wernigerode a. Harz.** *

Cäsar u. Minca

notorisch bekannt grösste europäische Hundezüchtereien, prämiirt mit goldenen u. silbernen Staats- und Vereinsmedaillen.
Zahna, Provinz Sachsen,
Inhaber: **Otto Friedrich,**
offerirt zur bevorstehenden Jagdsaison seine Specialitäten in
Jagd- u. Vorstehhunden
deren Vorführung durch das Jagdpersonal täglich auf den um Zahna belegenen grossen Jagdrevieren erfolgen kann.
Die permanente Ausstellung der grossen und kleineren Luxushunde befindet sich in Schweinitz Reg.-Bez. Merseburg an den Bahnhöfen Holzdorf und Jessen und diej. der Vorsteh- und Salonhündchen in Zahna.
Preiscourante in deutscher, französischer und holländ'scher Sprache mit dazu gehörigen Illustrationen, sowie Referenzen der bekanntesten Sports- und Weidmänner fast aller Länder, versende franco und gratis. Meine Brochüre mit 50 Original-Illustrationen fast nur mit I. Preisen prämiirter Hunderacen, Handbuch für jeden Züchter und Liebhaber, offerire zum Preise von 10 M. = 5 Rubel = 6 Gulden oder 12.50 Francs.

Ein Kaufmann, welcher mehrere Jahre im **Kaukasus** war und dort, namentlich in der Gegend von **Suchum-Kale, Otschemschire, Poti, Batum,** ausgedehnte Bekanntschaften hat, sucht mit **Engros-Geschäften** behufs Einkauf von **Mais** gegen geringe Provision in **Verbindung zu treten** u. bittet, gefl. Offerten u. **J. L. 5849** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.** gelangen z. lassen.

Ein **Kaufmann,** welcher sowohl das **Technische,** als auch das **Medicinal-Drogen-Geschäft** kennt, **sucht Stellung** in einem Geschäfte (Engros- oder großem Detail-Geschäft) **dieser oder ähnlicher Branche,** an dem er sich event. später mit einem **Capital von 60,000 Mark betheiligen** oder **käuflich übernehmen kann.**
Off. unter **J. F. 5890** beförd. **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

E. Lehrerin, Ende d. Zwanz., b. 10 J. a. **Erz. u. Lehr. e. h. Töchtersch.** gew. b., u. die besten Zeugn. dar. aufw. k., **sucht z. Oktober Stell. als Erzieherin.**
Offert. unt. **J. L. 5895 an Rudolf Mosse, Berlin SW.** *

Ein j. **Mädchen** s. Stell. a. **Gesellschafterin u. z. Unterstützung d. Hausdame,** od. z. **Beaufsichtigung u. erst. Unterricht ein. Kindes.**
Offerten erbeten unter **A. B. Stettin postlagernd.**

Dringende Bitte! 1 gut. Pianino f. fest. Preis, aber schnell z. verk. Prinzenstr. 110 I.

Verantwortl. Redakteur für den redaktionellen Theil: Dr. Hugo Hornow in Berlin. — Für den Inseratentheil: Paul Rüdiger in Berlin. — Druck u. Verlag von Rudolf Mosse, Berlin.